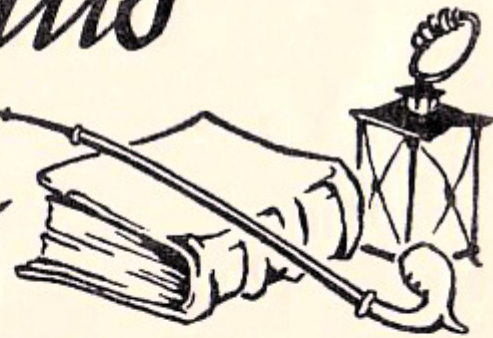


Hans Schwarz

Laßt hören  
aus

alter



Zeit

Erschienen 1952 by „Die Nation“, Bern

Nichtkommerzielle Neuauflage Dezember 2005  
im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung  
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

**Alle Rechte bleiben bei den Erben.**

**Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.**

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung  
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

An  
Frau Annie vo Steiger

## Zum Vorus

Zum Vorus

Bei manchem dieser Kapitelchen wird dich, verehrte Leserin, lieber Leser, die Unterhaltung etwas rauschalig anmuten, grobhölzig und ungehobelt. Bedenke aber, dass die meisten dieser alten Geschichten im Bärnbiet spielen, und da ist man gottlob noch ungehobelt, und wer uns hobeln wollte, dem käme es wüst an die Finger, und so soll es bleiben.

Im übrigen wissen auch wir Bärner den Commang, wenn es sein muss. Den haben uns unsere Aristokraten sechshundert Jahre lang vordoziert, und die haben ihn beim Chünig vo Frankriich gelernt, so wirst du in diesen Genrebildchen auch genug Siidenstrümpflerisches antreffen zum Ausgleich unserer guttuechigen Buuregschichte.

Also nüt für unguet, u läbit wohl dra!

Hans Schwarz

Chüniz, uf ds neue Jahr 1952.

# Inhalt

Die beiden Pfarrhelfer	.....	6
Der Mehlteigg–Tschugger	.....	8
Bremgartenchehr	.....	10
Dr Tüüfel im Schnee	.....	13
Dr Chlöschterli-Chüjer	.....	16
Razzia	.....	18
Dr Herr vo Fischer	.....	19
Dr Chünig vo Afghanistan	.....	23
Korporau Hirschi	.....	27
Gummi-Wajaschör	.....	30
D Frou Oberscht	.....	34
Dr Casimir	.....	40
Dr Natürlichalso	.....	45
Ds Buume-Rösi	.....	48
Ds Volière-Männlein	.....	54
Die beide Herre vo Steiger	.....	57
Ds Napoleönl	.....	61
Wie nes albe isch gsi	.....	65
Dällebach Kari und Konsorten	.....	68
Ds Ammanns Hausi	.....	71
Ds Fröilein Beatrice	.....	74

## Die beiden Pfarrhelfer

Es gab damals hier unter vielen andern zwei notorische «Quartalssäufer», das waren also keine Durchschnittsalkoholiker, die sich alle Tage mehr oder weniger beduselten, die hatten einfach ihre Stör, und daneben waren sie solide Mannen und Handwerksmeister, der eine Dachdecker, der andere Spengler. Wenn sie aber ihre Stör hatten, dann würden sie die Nase zwischen den Augen versoffen haben, da hockten sie so richtig ein in einer Wirtschaft, und im Dörfli hiess es: «As hett se wieder», und man liess sie ungeschoren, und die Kunden warteten geduldig auf die Erledigung ihrer Aufträge. So drei, vier Tage dauerte jeweils das «Blaumachen», oft aber auch von einem Montag zum andern. Heute käme der ganze Gemeinderat in Gusel, und der Fürsorgedirektor würde auf sie gehetzt, und sie müssten unterschreiben oder in eine Trinkerheilanstalt, denn hütt isch Ornig im Schtaat, mängisch nume z viel.

Item. Nun haben wir da gegen das Guggisbergerländli hinauf viele herrliche, kleine Dörfchen. Ein schönes altes Kirchlein mit einem prächtigen sechskantigen spitzen Turmdach überragt und beschirmt sie, und daneben steht ein währschaftes altersgraues Pfarrhuus mit breitschermigem Dach, und vom Chilchhofmürli geniesst man eine gottbegnadete Aussicht weit übers Bernerland bis an die blaue Jurakette, und hinter sich hat man das schönste Panorama der Erde, unsere Berner Alpen. So in einem schönen, alten Pfarrhuus obenaus wohnte danzumal ein würdiger alter Pfarrherr. Da begab es sich, dass der Sigrist meldete, das Kirchendach rünne, und zwar stark, es müssten sofort der Dachdecker und der Spengler her. Damals hatte noch nicht jeder Handwerker sein Auto oder seinen Töff, und die zwei machten sich deshalb zu Fuss auf den Weg, und das ist gut drei Stunden und geht immer obsi und nidsi, mehr obsi als nidsi, und zuletzt nur noch obsi. Wirtshäuser hat's im Bärnbiet gottlob genug, und wir haben noch nie gehört, es sig einer unterwegs verdurstet. Wenigstens unsern zwei Freunden konnte das nicht passieren, sie liessen kein einziges Wirtshaus aus, und in jedem nahmen sie einen Halben mehr als im vordern, und obschon sie um 6 Uhr früh abgewalzt waren, langten sie erst gegen Mittag im Dörfli oben an und gingen nicht etwa gleich zum Pfarrer, um sich anzumelden, sondern in den «Bären», um weiterzusaufen. Nach dem Mittag vernahm der Herr Pfarrer vom Sigrist, die beiden Nothelfer seien im Dörfli gelandet, und als sie nie kamen, schickte er den Sigrist hinüber, ihnen Beine zu machen. Die zwei maulten zurück, er solle dem Pfarrer sagen, sie kämen dann schon, zuerst müssten sie dänk noch den Halben da ausmachen. Sie hatten nun schon ordentlich geladen, als sie sich endlich erhoben und selbander nach dem Pfarrhaus hinübergingen. Es war Herbst, und der Herr Pfarrer hatte grad alle Vorfenster im obern Gang bereitgestellt, um sie einhängen zu

lassen, und als nun die zwei die Treppe hinaufstolperten, bekamen sie ganz unvermittelt miteinander Krach, und oben auf dem Bödeli neben den Vorfenstern ging es los. Sie nahmen einander in die Finger, und der Spengler war noch etwas sicherer auf den Beinen und gab dem Dachdecker einen Mupf, dass der hingerdsi mitten in die Vorfenster hineinfiel und darin steckenblieb. Es scherbelte, die ganze Beige kam ins Rutschen, und einige Flügel schlittelten die Sandsteintreppe hinab. Der Höllenspektakel machte die zwei nicht etwa nüchtern, sie bearbeiteten sich weiter unter splitternden Scheiben und Fensterrahmen, und der Herr Pfarrer stand erschrocken daneben und beschwor sie, der tusig Gottswillen doch aufzuhören, sonst hole er die Polizei. Als sie endlich genug hatten und bluteten wie gemetzgete Säuli, wollten sie gleich aufs Kirchendach. Aber der Pfarrer mahnte ernsthaft ab und verbot es ihnen, so lasse er sie nicht aufs Dach, das könnte das grösste Unglück geben. Die beiden aber maulten zurück, sie seien dank nicht vergebens so weit gelaufen und hätten Kösten gehabt und die Arbeit sei bestellt - und sie gingen aufs Dach. Der Herr Pfarrer konnte lange mit dem Landjäger drohen, der war drei Stunden weit weg, und so stellten die zwei Süffel einträchtiglich die Feuerwehrleiter an die Kirche und krochen hinauf.

Der Herr Pfarrer stand unten mit dem Sigrist, und beide schwitzten vor Angst, aber die zwei kletterten auf dem Dache herum, so sicher wie die Affen auf einem Baum, nur warfen sie viel mehr Ziegel herab, als nötig war, und protzten auch gleich den ganzen Dachkännel ab, so sehr der Herr Pfarrer mahnte, sie sollten aufhören, es finstere schon. Als sie endlich vom Dach herunterkletterten, war die eine Dachseite halb abgedeckt und es sah aus wie nach einer Feuersbrunst. Von da weg gingen sie gleich wieder in den «Bären», nachdem sie dem Herrn Pfarrer versprochen, sie kämen am andern Tag mit den neuen Ziegeln und mit einem neuen Dachkännel. Der Herr Pfarrer aber telephonierte dem Landjäger, und der teilte ihnen mit, die Dacharbeit an der Kirche zu Oberbolzligen sei anderweitig vergeben, und sie sollten dem Herrn Pfarrer nicht mehr vor Augen kommen. Von da weg hiessen unsere beiden braven Dachdöcker „die beiden Pfarrhelfer“.

Heute liegen sie schon lange sechs Schuh unter dem Boden und blasen Säublumen obsi. Der Dachdecker ist wirklich dann später eines sanften Todes gestorben, er fiel in einem kompletten Rausch von einem Neubaudach grad auf die Bsetzi und machte keinen Mucks mehr; der Spengler hat sich später einen Töff angeschafft und ist einmal, als er sieben Halbliter Wein und einen Liter Benzin getankt hatte, grad grindvoran in die Kirchhofmauer gefahren, hinter der er jetzt unter einem schweren Stein liegt, auf den die Frau Spenglermeisterin vieldeutig einmeisseln liess: «Erlöst!»

## Der Mehlteig - Tschugger

Heutzutage sind Landjäger und Polizisten ein Elitekorps. Gute Schulbildung, gute Militärqualifikationen, ein tadelloser Leumund sind Voraussetzung, um auch nur zur Rekrutierung zugelassen zu werden. Früher war das wesentlich anders, und es gab noch jene Dorftschugger, die heute entweder gänzlich verschwunden oder in allerletzten Exemplaren zu äusserst auf der Skala einer wirklichen und notwendigen Regeneration ihrer Pensionierung oder einem sanften Tode entgegenschöpfeln. Vor dreissig Jahren noch aber gab es wahre Prachtsexemplare, wahre helvetische Duboutgestalten, die es furchtbar ernst nahmen mit ihrem Pflichtenheft, wenn sie gerade einmal ganz nüchtern waren, sonst aber, meistens also, fünfe grad sein liessen, und es ist auch gegangen, und die Welt ging nicht unter, sondern kugelt weiter um die Sonne herum. Wir hier hatten so eine Nummer. Er hatte einen weiten Kehr und einen kleinen Lohn. So konnte er einfach nicht widerstehn, wenn er so in einer Nebenausbeiz Feierabend gebieten sollte und ihm die Buuren und Händler ein Glas hinhielten und ihn einluden, noch ein wenig mitzutrinken. So gebot er auch einmal Wirtschaftsschluss im hintersten Beizli ennet dem Wald, und es waren da lauter groblochtige Siechen beieinander, zwei junge Metzger wie Flühe, ein Milchhändler und Schwingerkönig und noch sonst zwei gewaltige Söchel, die ein Heufuder mit der einen Achsel hinten herumstellten. Die lachten nur, als unser mittelgrosses Tschuggerli den Grind in die Gaststube streckte, und sie sagten ihm, er könne grad auswählen, den Ranzen voll Schleg oder Mittrinken. Unser Landjägerli besann sich nicht lange und hockte zueche, und der Wirt brachte noch eine Guttere um die andere und sagte jedesmal, er habe dann Fiirabe geboten, und er vermöge sich dann dessen nüt. Das sagte er jedesmal mit einem bedeutsamen Blick auf unsern Tschugger, denn bei den Wirten hatte der gar keinen guten Ruf; oft, wenn er selbst über die Polizeistunde mitgeschöpelt, machte er dann doch gegen den Wirt eine Anzeige. Um zwei Uhr endlich sagte der Wirt sehr resolut, jetz sig gnue, und er bringe nichts mehr. So mussten sie denn von Land stossen. Draussen hatte der Milchhändler sein Milchauto, eines der ersten in der Gemeinde, und man beschloss, noch ins obere Dörfli zu fahren zum Reutigen - Buur, der werde noch einen Schnaps aufstellen, der sei immer dabei, wenn etwas gehe. Dem Landjäger sagten sie, er solle gleich mitkommen, sein Velo solle er hinten aufbinden, er werde nicht bei der Hundskälte heimfahren wollen. So fuhren sie los, und beim Reutigen - Buur brauchten sie nicht lange zu fensterlen, der war sofort im Bilde und liess sie herein. In der Küche hatte er schon den Doppelliter Brönnts, und alle hockten um den langen Tisch. Daneben stand die doppelmuldige Brotmulde, wie sie in ächten Berner Bauernhäusern noch im Gebrauch stehen, in der linken Hälfte war Kuchenteig, in der



rechten Mehl für Brot. So nach dem dritten Glesli mahnte unser Landjägerlein, es werde jetzt so langsam Ziit zum Heimfahren. Darüber wurde der eine Metzger ganz unvermittelt so fuchsteufelswild, dass er den Landjäger am Ceinturon nahm und ihn in die Brotmulde warf, erst in den Teig, dass alles kleben blieb, dann ins Mehl, dass sich eine riesige weisse Wolke erhob. Aus dem dunkelgrünen war ein schneeweisser Landjäger geworden. Damit war aber dieses Abenteuer noch nicht zu Ende. Als sie ins heimatliche Dorf fuhren und der Milchhändler den Rank gegen sein Haus hinauf nicht recht erwischte, überfuhr er den Waschhafen seiner Frau mit dem Rohrkamin, der da im Freien die Wäsche über Nacht ploderte. Die Milchhändlerin war schon auf, denn sie wollte früh hinter die Wäsche, und eben trat sie aus der ebenerdigen Kuchi, und die vier starken Männer stoben davon und duckten sich hinter den Gartenhag. Nur unser weissbepuderter Tschugger blieb stehen und wollte sich veräxcusieren. Als aber die Milchhändlersfrau den ganzen Schaden sah, ergriff sie eines der ausgeleerten heissnassen Leintücher, machte daraus einen richtigen Schlungg und schlug ihn, ohne ein Wort zu sagen, links und rechts unserem Tschugger um die Ohren. Das Landjägerkäppi fiel in den Gmüesgarten hinunter und der Landjäger in den Ablaufgraben, wo die Milchhändlerin weiter auf ihm herumdrosh. Dann musste er ihr helfen, den Waschhafen wieder einrichten, die ganze Wäsche im Brunntrog schwenken und neu übertun und wurde hierauf erst noch sehr ungnädig entlassen. Von da weg war es mit der Autorität unseres biedern Landjägers vorbei, man nannte ihn nur noch den Mehlteig - Tschugger, und er wurde bald darauf versetzt, und wenn er nicht gestorben ist, so ist er heute schon lange pensioniert. Ja, ja, auch bezüglich der Landjäger hat es gewaltig gebessert seit der guten alten Zeit.

## Bremgartenkehr

Heute geht alles schnell und geschliffen und geordnet. Man erblickt das Neonlicht der Welt in irgendeinem blitzsauberen Entbindungssaal irgendeiner blitzsauberen Klinik und erhält Vitamin-C-Guttere statt ds Büppi, und mit dem siebenten Jahr beginnt schon die Existenzangst des Lebens, wenigstens bei den Eltern: «Buebli, lehr, süsch chunnsch nid i d Seck, u we du nid i d Seck chunnsch, de isch gfählt!», und dann nimmt einem die grosse Röndle mit oder lässt einen hocken, und jeder muss angsten, damit er irgendwie den Anschluss finde, um so häb-chläb durch das Leben zu schiefern, und am Schluss wird man mit der Motordrotschge möglichst gleitig ins Krematorium geschlittelt und sinkt mit Konservenmusik und einem Dutzendnachruf ins reinigende Feuer.

Früher hatte man mehr Zeit zu allem, ganz einfach, weil das Leben klebriger, aber auch gemütlicher dahinfloss und nicht alles so abgezirkelt und querverbündelt war, und wenn einer ausrutschte, dann gab es Dutzende von Möglichkeiten, wieder auf die Scheichen zu kommen, denn alle Zünftelei und gegenseitige Protektion der Arrivierten war verrufen und der Grundpfeiler der Handels- und Gewerbefreiheit noch nicht so schwer unterholzet. Wenigstens ist dieser Ansicht ein Mann von schätzungsweise siebzig Jahren, der in der untern Stadt in einer der ganz stillen Beizen hinter seinem Dreier hocket und mir ungefragt erzählt, wie ihn das Leben herumgehudelt habe. Aber irgendwie sei es eben doch immer wieder gegangen, und damals habe man einem mit dreissig oder vierzig Jahren noch nicht gesagt, man sei zu alt, im Gegenteil, da habe man Erfahrung und Gesatzlichkeit noch geschätzt, und so habe er immer wieder den Rank gefunden. Heute brauche es Zeugnisse und Atteste, und es müsse einer ganz lückenlos nachweisen können, wo er sich von der Nabelschnur weg herumgetrieben habe, wo er überall gewesen und wie lange und warum nur so lange, sonst komme er nienen mehr zueche. Er sei Student gewesen, ein lustiger notabene, nur habe er nie Examen gemacht. Dann sei sein Vater gestorben, und er habe weiter studiert, mehr am Stammtisch und in andern Beizen als auf der Uni, und so sei es ebe-n schief herausgekommen. Dann habe er alles mögliche angefangen, aber immer sei es ihm verleidet, und schliesslich sei er Kutscher geworden beim alten Chräjenbühl, und er müsse sagen, das sei ein interessanter Beruf gewesen, und er habe als ehemaliger Trainkorpis sowieso immer ein Faible für Pferde gehabt. So wolle er mir einige Münsterli verzellen:

Sein Meister, der Chräjenbühl, habe nur drei Pferde gehabt, und er sei der einzige Angestellte gewesen, denn der Alte habe die Droschke am Bahnhof selbst gestellt, und er als Kutscher habe mit den beiden andern Rossen die Hochzeiten gemacht und die Liichen.

Grad im ersten Jahr habe er einmal ein Bruutpärli nach Worb in den «Sternen» führen müssen, die übrigen Hochzeitsgäste seien mit dem Zügli gefahren und die Bruutjungfere und der Bruutführer auch, weil die Bruutjungfere sich verkältet gehabt habe und lieber mit dem Zügli gefahren seig. Im Stettlentäli habe die Bruut plötzlich energisch ans Fensterli geklopft und befohlen, er solle anhalten, und dann sei sie ausgestiegen und habe resolut erklärt, mit dem Aff fahr sie keinen Schritt mehr, der solle alleine Hochzig halten, sie nehme grad das nächste Worbhännli nach Bern zurück. Der Brüterich sei ganz verdatteret gewesen und habe immer nur gestagelt, sie solle doch nicht so eigelig tun, schliesslich sei sie jetzt ghüretet, und das ghör dänk drzue. Da sei er vom Bock herab und habe mit dem Brütli z Bode gredt, und z Boll sei er mit ihnen zu einem Halben vorgefahren, und alles sei wieder in Ordnung gewesen. Nur seien sie dann wohl spät nach Worb gekommen, und der Pfarrer sig schon fast vergitzlet, weil er nachher noch eine Liichenred habe halten müssen und die Liicht auch schon parat gstangen sig. Item, es sei dann emel noch alles gut gekommen, und später habe ihm das junge Froueli einmal gesagt, es sei jetzt doch froh, dass es damals nicht mit dem Worbzügli heimgefahren seig.

Ein anderes Mal habe er nach einer Liicht noch die Leute zurückführen müssen in die vordere Länggasse, und plötzlich sei es hinter ihm in der Drotschge losgegangen wie im Himmel voruss. Da seien zwei Ehepärli drinn ghocket und seien wegen der Erbschaft von der Liicht hintereinandergekommen und hätten sich alle Schande gesagt, und er habe auch anhalten müssen und Poschtornig abeläse. Weder dis Mal scheine es wenig genutzt zu haben, wie er das erste Ehepärli vor seinem Hause abgesetzt habe, habe der Mann die Drotschgentüre zugeschnellt, dass das Aufzugfensterli kaputt gegangen sig, aber er habe nur für sich glachet und gedacht, der solle ihm die ganze Kiste zusammenschlagen, der Chrajenbühl werde ihm dann d Rächnig scho mache.

Interessant sei es immer gewesen, wenn ihm der Alte vertretungsweise die Droschke am Bahnhof übergeben habe. Da seien immer etwa so nette junge Pärli gekommen, er etwa von fünfzig Jahren an ufwärts und sie von fünfundzwanzig nidsi, und dann habe er gar nicht lange fragen müssen und habe den Bremgartenchehr genommen. Bis auf Bethlehem und dann hinunter gegen die Eymatt und auf der andern Seite gegen den Glasbrunnen. Dort sig er dann regelmässig so in ein schmales Siitenwägli, wo selten ein Scheichen daherkommen sig, und dann habe er ans Schiibli gepöpperlet und gesagt, wenn sie nicht pressiert wären, möchte er schnell den Kohli ausspannen und unten am Glasbrunnen tränken, er habe Durst. Im Drötschgeli seien die immer einverstanden gewesen, und er habe ausgespannt und sei mit dem Kohli hinunter zum Glasbrunnen und habe dort dem Zeit gelassen eine ganze Tubakpfeife lang, und dann seien sie zusammen ganz süferli wieder zum Drötschgeli hinauftrappelet und grad zur rechten Zeit gekommen. Der nette Herr habe zum Fänschterli

us gesagt, das sei jetzt herrlich gewesen, diese Waldluft, und das freue ihn, dass er so ein vernünftiger Gutschner sig und seinem Ross auch etwas gönne, er müsse dann ein extra Trinkgeld haben.

Nur einmal sei er mit diesem Dienst am Kunden inegheit, ein allereinziges Mal. Als er da mit dem Kohli wieder zum Drötschgeli gekommen sei, sei dieses leer gewesen und das Pärli ausgeflogen. Er habe gedacht, die werden ein wenig im Wald herumspazieren und habe eine Pfeife angezündet und gewartet, mehr als eine Stunde lang. Aber die zwei seien nicht wieder erschienen, und so habe er für Fahrgeld und Trinkgeld das Nachsehen gehabt.

Noch an einen andern Bremgartenchehr erinnere er sich, an einen nächtlichen. Da habe er mit seinem Drötschgeli noch den letzten Zürizug abgewartet, als plötzlich der Landjägerwachtmeister Ramseier gerannt gekommen seig mit drei Tschuggeren, er müsse sie hantli in die Neubrügg abeführen, dort seig eine grosse Schlägerei im Gang zwischen Studenten und Vaganten, der Wirt habe telephoniert, einer sig bereits tot, und sie schlügen ihm die ganze Beiz zusammen, sie sollten kommen enangere nah. Potz Donner habe er da den alten Draguner ausziehen lassen, fast alles im Galopp den Wald hinunter. Bei der Neubrügg seigen die Tschuggeren aus dem Drötschgeli keibet, bevor er recht den Draguner habe zum Stehen bringen können. Aber es seig alles ganz still gewesen, kein Licht mehr in der Wirtschaft und die Türe geschlossen. Da habe der Ramseier geläutet und gepoltert, aber es seig ordentlich lange gegangen, bis oben der Wirt hinter dem Felladen use gmöögget heig, es sei scho lang Fiirabe, und er gebe nichts mehr, und sie sollten machen, dass sie zum Tüüfel kämen. Da habe der Wachtmeister mit seiner Stentorstimme aufgeklärt, hier seig d Polizei, und er heig sie bstellt, es seig eine Studentenklopfete im Gang, habe er doch telephoniert. Dumms cheibe Züg, habe der Wirt zurückgegeben, er heig schon vor zwei Stunden zugetan, und niemand heig von hier aus telephoniert. Nun habe der Ramseier losgelassen: Wenn er die Cheiben erwütsche, die sie gesprengt hätten, denen wolle er ds Maji singen. So sei ihnen nichts anderes übriggeblieben, als wieder ins Drötschgeli und hübscheli im Schritt den Hoger uf dem Wald zu. Da hätte plötzlich eine Kuppele Studenten vom hohen Hoger herab gegröhlt:

Die Tschuggerei  
isch nie dabei  
wenn's chlepft  
so haut sie's hantli hei,  
die Tschuu – gaa - reeiii

Der Ramseier habe Sturmangriff befohlen, und die Landjäger seien zum Drötschgeli us und das Bord uf, aber sie hätten die cheiben Studenten nicht verwütscht.

## Dr Tüüfel im Schnee

Der Chräjenbühl habe auch die Liichenfuhren von den Zuchthäusern gehabt, von Torberg und Witzwil. Wenn dort Sträflinge gestorben seien, denen niemand etwas nachgefragt habe, dann seien sie in die Anatomie abgeliefert worden. Es sei Vorschrift gewesen, sie nur nachts zu holen, damit die andern Gefangenen nichts merkten, weil das sonst auf sie einen gar traurigen Eindruck gemacht habe. Gewöhnlich habe er diese Fuhren machen müssen, der alte Chräjenbühl hätte ihnen nichts nachgefragt, besonders nicht im Winter oder sonst bei strubem Wetter. Dann sei er am Abend um 10 Uhr mit dem alten Draguner vom Chrajenbühl mit dem Bockwägeli abgefahren und etwa um zwölf Uhr sig er in Witzwil gewesen, der alt Draguner sei noch gelaufen wie der Lötig. Nun habe ihn einmal ein Bekannter gefragt, ob er nicht mitfahren könne, das müsse doch eine gramselig romantische Sache sein, so in der Nacht mit einer Liicht hingeruf. Der Bekannte sei auch ein ehemaliger düregheiter Student gewesen, aber der habe Protektion gehabt und sei aufs Bundeshaus gekommen, früher seien alle bessern düregheiten Studenten Bundeshüsler geworden. So habe er ihm endlich einmal auf sein Gekähr zugesagt, und er solle dann punkt am Zähni am Abend beim Stall an der Brunngasse sein. Der Bundeshüsler sei pünktlich gekommen, und sie hätten zusammen zwei Rossdecken über die Knie gelegt, denn es sei eine verteufelt kalte Winternacht gewesen. Der Draguner seig mit dem Bockwägeli davongestoben, dass es eine Freude gewesen sei. Zweimal seien sie unterwegs eingekehrt, und der Bundeshüsler habe jedesmal ein Schnaps geben lassen, und dann seien sie pünktlich um 12 Uhr nachts in Witzwil eingefahren. Der Oberwärter habe ihnen den Sarg gehulfen auf das Bockwägeli laden und mit Seili anbinden, und dann seien sie gleich losgefahren. Z Kerzers sei noch Licht gewesen in der einten Beiz und sie hätten den Draguner angebunden und gut zugedeckt, und dann hatten sie noch drei Halbe gehabt, der Bundeshüsler habe alles bezahlt und gesagt, wie das für ihn ein Erlebnis sig, wenn er nicht auf dem Bundeshuus wäre, würde er uf sie armi Tüüri noch Drötschgeler. Und ob er von jetzt an bis heim nicht das Leitseil führen dürfe, er möchte dann doch cheibe gärn, dass er sagen könnte, er habe selber kutschiert. Er zahle ganz gern noch einen Halben oder zwei, wenn er es ihm erlaube. So hätten sie noch drei Halbe genommen, und dann habe er draussen dem Bundeshüsler gezeigt, wie man das Leitseili in die Finger nehme, und man solle immer leicht mit dem Muul des Pferdes im Kontakt bleiben, aber nicht schriissen, der Draguner kenne den Weg von selber, er solle ihn nur laufen lassen. Von der Kälte und dem vielen Wein und weil er nichts zu tun gehabt habe mit dem Leitseil, sei er eingepfuuset, dann etwa wieder einmal aufgeschreckt, aber der Bundeshüsler habe ihm gesagt, er solle nur pfuusen, das gehe ja ganz ring. Plötzlich sei er verflucht

erchlüpft, er sei grindvoran vom Bock grad in einen Schneehuufen gheit und mit der Nase auf einen tannigen Ast, dass er habe füurig Güeg gseh ds Elsass abfahren; er habe gar nicht gewusst, was los sig, da habe er den Bundeshüsler neben sich möggen hören wie verruckt, und jetzt habe er gesehen, dass sie zmitts im Wald in einem Hohlweg ausgeleert hätten, das Bockwägeli sei zungerobsi gsi, der Sarg im Schnee und der Deckel aufgesprungen, und der tote Zuchthüsler sei grad neben dem Bundeshüsler gelegen. Er habe ein Zündhölzli angezündet, und wo der Bundeshüsler den Zuchthüsler neben sich gesehen habe, seig er eis Rucks auf die Scheichen, habe grediuse gmöögget: «Dr Tüüfel, dr Tüüfel!», und sig eis Gurts durch den Wald davon gerannt. Er habe ihm lange nachrufen können, er solle doch nid ds Chalb machen, bald habe er nichts mehr von ihm gehört. Nun habe er zuerst den Draguner aus den Stricken und verheiten Landeli befreien müssen und habe ihn an eine Tanne gebunden. Dann habe er den Zuchthüsler wieder in den Sarg hineingeknorzet und den Deckel drauf getan; aber die Schrauben seien abgesprengt gewesen, und er habe ihn mit einem Seili zubinden müssen. Das Bockwägeli habe er noch selbst wieder aufstellen können, aber den Sarg hatte er einfach nicht hinaufgebracht. Immer, wenn er ihn auf der einen Seite hinaufgelüpft, sei er ihm wieder ausgerutscht, wenn er am andern Ende angegriffen habe. So habe er sich auf die Socken gemacht, um Hilfe zu holen, obschon er gar nicht gewusst habe, in welchem Wald er sei. Endlich sei er zu einem Bauernhaus gekommen so gegen drei Uhr, und der Hund habe ihn fast gefressen, aber er habe nicht lugg gelassen, und schliesslich habe der Buur ds Läuferli aufgemacht und gefragt, was er wolle um die Zyt. Ho, er sei ungfellig geworden mit dem Fuhrwerk und er solle doch kommen und ihm helfen. Der Buur habe erst nicht gewollt und gefragt, was er da zmitts in der Nacht mit dem Fuhrwerk im Wald zu tun habe, ob er Holz stehle? Endlich sei er mitgekommen, aber er sei wieder misstrauischer geworden, als er mit ihm in den schmalen Hohlweg eingebogen sig. Und als sie dann zum Fuhrwerk gekommen seien und der Buur den Sarg gesehen habe, da habe er nur einen dumpfen Schreckenslaut von sich gegeben und sei in langen Sätzen davongerannt. Er habe ihm lange nachrufen können, er solle doch dableiben, er sei nicht der Tüüfel, er sei nur der Liichefuhrme von Witzwil. So sei er halt dem Buur wieder nachgelaufen, aber als er zum Hof gekommen sei, habe der Buur das Gewehr auf der Fensterbank aufgelegt gehabt und gedroht, wenn er noch einen einzigen Schritt näher komme, so erschiess er ihn. Aber er habe nicht lugg gelassen und dem Buur des langen und breiten erklärt, wer er seig und wie alles gegangen sei, wahrscheinlich sei der Bundeshüsler, das Chalb, auch eingepfuuset auf dem Bock und habe im Schlaf am Leitseil rechts herumgezogen, und dann sei eben der Draguner in den Hohlweg und ds Bockwägeli sig umgheit. Er solle ihm doch der tusig Gottswille helfen, der tot Zuchthüsler tue niemandem mehr öppis. Da sei endlich der Bauer noch einmal mitgekommen und habe ihm geholten. In

die Anatomie sei er erst im späten Vormittag eingerückt, und der Chräjenbühl habe ihm noch alle Schande gesagt: ein schönes Chalb sei er, einem andern ds Leitseili zgäh und dann noch einem Bundeshüsler. Am Abend sei er dann noch zu diesem heim, und die Frau habe ihm auch noch alle Schande gesagt, was er mit ihrem Mann angefangen habe, der sei ganz verhüschet und habe Fieber und sage immer, der Tüüfel sei neben ihm im Schnee gelegen. Er habe der Frau lange erklären können, er vermöge sich dessen nüt, ihr Mann sig allein schuld, sie habe ihm hantli zurückgegeben, er solle sich packen, sie wolle dann ihrem Mann sagen, ob er inskünftig noch solche Freundschaften zu pflegen habe.

Noch einmal habe er so mit einer Liich, so mit einem toten Zuchthüsler, eine dumme Geschichte gehabt. Diesen habe er in Thorberg holen müssen, auch um Mitternacht. Es sei auch im Winter gewesen, und zwar in einem struben, mit hohen Wächtenen der Strasse nach und dazu biissig kalt. So habe er den Draguner ziehen lassen und sich völlig in den Mantel eingehuuret vor Kälte. Da, auf der Höhe von Stockeren, habe er einmal hinger sich gluegt, und kein Sarg mehr sei auf dem Bockwägeli gewesen. Nun habe er einen schönen Chlupf gehabt. Der Sarg sei einfach unter den ganz glesig gefrorenen Seili ausgerutscht gewesen, und es sei ihm nichts anderes übriggeblieben, als umzukehren und ihn zu suchen. Fast bis zu den Hubhäusern habe er zurück müssen, da sei ihm ein Mann eiligen Schrittes entgegengekommen, und als er den gefragt habe, ob er keinen Sarg gesehen, sei der grad querfeldein und habe immer nur vor sich hin gestöhnt: huu, huu! Dann habe er Leute aus den Häusern getrommelt, die ihm helfen kamen, den Sarg wieder aufzuladen. Später habe sich herausgestellt, dass der Mann, der querfeldein davongerannt sei, der Lehrer von Krauchtal gewesen, der, von einer Gesangsübung heimkehrend, um Mitternacht zmitts auf der verschneiten Strasse den verschneiten Sarg nicht gesehen und darübergestürchelt sei. Als er dann erkannt, dass er da an einen Sarg angestolpert, habe er so einen Schrecken bekommen, dass er wie usinnig davongerannt seig und dann das Nesselfieber bekommen habe, fast drei Wochen habe er aussetzen müssen.

Ja, ja, diese nächtlichen Liichenfahren, die könne er nie vergessen, und wenn er hundert Jahre alt würde.

## Dr Chlöschterli-Chüjer

Vor vierzig Jahren noch war Bern eine romantische Kleinstadt mit ihrem farbigen Studentenleben; da ging noch der Gasanzünder mit seinem Lichtlein auf langer Stange auf der einen Seite die Lauben hinunter, vom Bahnhof bis zur Nydegg, und auf der andern Seite wieder hinauf, und auf genügende Distanz folgten zuweilen wir Schnuderbuben oder andere und löschten die ganze Herrlichkeit wieder aus; denn damals stand noch nicht unter jedem dritten Laubenpfeiler ein Polizist und sorgte für Ordnung, und doch waren die Nächte ungestört und still, es gab noch keine Töffs und fast keine Autos, und wenn nicht Studenten und Gymeler und andere Krachbrüder jeweils Betrieb gemacht hätten, würde man geglaubt haben, die Bundeshauptstadt sei ein verwünschtes und ausgestorbenes Kaff. Damals gab es noch keine Pfadi und allerlei Freizeitorganisationen, um die tatenlustige Jugend von Dummheiten abzuhalten, sie war sich meist selbst überlassen und organisierte sich zu grossen Feldzügen und Indianerkriegen; es gab ein Breitenrain-, ein Länggass-, ein Mattenhof - Körpsli, aber die Usödesten waren die Matte - Giele, die begnügten sich nicht, mit Holzsäbeln und Spiessen aus Wöschstangen auf anderer Leute Ching Gringe herumzudoppeln, die führten ihre Gefangenen unter Püffen und Stüpfen in die Matte hinunter und brunnentrögelten sie auf dem Mühleplatz oder warfen sie in den Aarekanal und liessen sie zu drei Viertel ersaufen, bevor sie sie im letzten Moment herauszogen. Aber von diesen Bubenschlachten vielleicht ein andermal, für heute möchte ich von einigen Studenten- und Gymelerstreichen aus der guten alten Zeit berichten, von gutherzigen, notabene, die sozusagen einem ethischen Zweck dienten.

Damals gab es noch keinen sehr tätigen Tierschutzverein, da konnte man noch vor den Beizen in den Hintergassen oder Aussenquartieren beim strübsten Wetter arme Rosse stundenlang und oft bis weit über Mitternacht angebunden stehen sehen, derweil der Fuhrmann, Händler oder Milcheler drinnen schöpkelte, kein Hahn krächte danach. So war auch so ein versoffener Milchhändler von Muri fast jeden Abend letzter Gast im «Chlöschterli», und sein «Lisi» konnte draussen am Milchbockwägeli Trübsal blasen und vergeblich auf der Bsetzi scharren. Kam er endlich herausgestolpert, dann kletterte er auf den Bock, das Leitseili nahm er gar nicht in die Hand, sondern sagte nur «Hü», und «Lisi» stapfte, den stotzigen Chlöschterlirain und den Muristalden hinauf. Wir Gymeler beschlossen, dem Chlöschterli-Chüjer, wie wir ihn nannten, eine Lehre zu erteilen. Wir zogen den Gspatnagel, an dem die Brügi mit dem Bock und dem ganzen Hinterwagen mit dem Vorderredig verbunden war, heraus, nachdem wir die Hinterräder mit Steinen unterlegt hatten. Als nun der dicke Chlöschterli-Chüjer reichlich nach Mitternacht mit dem letzten



Saufkumpanen aus der Beiz trat, lud er diesen ein, mit ihm bis auf die Murifeldhöhe zu fahren, und die beiden kletterten gruchzend auf den Bock, und der Chüjer sagte sein gewohntes «Hü!». Das «Lisi» zog willig an, aber nur der Vorderredig ging mit, der Hingerredig aber mit Milchkessi und den beiden Süffeln schlittelte den Hoger ab und weiter unten an einen der Pfosten vom Viehmärit und leerte um, die Brännten kesselten lärmend hinab bis zur untern Beiz. Das «Lisi» aber trabte mit seinem leichten Vorderredig eis Gurts bis nach Muri. Gottlob hatten der Chüjer und sein Kumpan keinen weitem Schaden genommen, sie fluchten nur schrecklich und vermuteten, der Gspatnagel sei wahrscheinlich durchgerostet; dann lasen sie mühsam ihre Brännten zusammen und gingen zu Fuss den Stalden hinauf. Am andern Tag allerdings konnte der Chlöschterli-Chüjer am corpus delicti feststellen, dass der Gspatnagel noch so gut wie neu war und dass da Nachtbuben im Spiel sein mussten. Vollends aufgeklärt wurde er durch einen Brief, den ihm ein Spassvogel unter uns schrieb, er werde noch weit schrecklichere Dinge erleben, wenn er sein Ross weiterhin so lange vor der Beiz stehenlasse. Von da weg verlegte der Chlöschterli-Chüjer seinen Abendschoppen nach Muri und stellte erst sein «Lisi» in den Stall, und der Gymelerstreich hatte also seine gute Wirkung gehabt.

Früher gab es noch die gedankenlose Tierquälerei der Eichhorntrüllen. Ein Eichhörnli wurde in ein kleines Häuschen gesperrt mit dem einzigen Ausschluflloch in eine Trülle, die es dann in verzweifelten Sprüngen zum schnellen Umdrehen brachte. Auch der Wirt in der «Linde» hatte so eine Trülle. Mit einer Beisszange bewaffnet zogen wir aus zur Befreiung des kleinen Gefangenen. Vier bestellten draussen in der Laube unter der Trülle ein Bier, und unser drei gingen in die Gaststube, um derweil den Wirt und die Särviertochter zu vertörlen. Draussen stieg der Glatz-Friedel hastig auf den Tisch und zerschnitt einige Drähte der Trülle. Nach kurzem schon entdeckte das gefangene Eichhörnli das Loch in der Trülle, äugte hinaus, schlüpfte durch und war mit einigen Sprüngen auf dem Dach und verschwunden. Den nahen Wald wird es bald gefunden haben; wir aber zahlten schmunzelnd unsere Runde und zogen singend der Stadt zu. Leider mussten wir schon bald feststellen, dass der Lindenwirt die Trülle repariert hatte, und ein neues Eichhörnchen brachte sie mit seinen nutzlosen, fluchtartigen Sprüngen ins rasche Umdrehen. Da rissen wir in einem nächtlichen Feldzug die ganze Kiste weg und trugen sie mit dem Eichhörnchen in den Wald, wo wir diesem die Freiheit gaben. Von da weg hielt sich der Lindenwirt kein gefangenes Eichhörnli mehr, aber er soll den unbekanntenen Tätern schreckliche Rache geschworen haben, gottlob ohne Erfolg, wie wir heute wissen.

## Razzia

Die Ghüderabfuhr war damals noch nicht so wohlgeordnet mit Ochsner-Eimern und gut geschlossenen Wagen, und die Ghüderfuhrmen machten etwa den Kehr, wie es ihnen am besten passte, und meistens blieben auch die Ghüderkessel etwa über Nacht oder noch länger stehen, und etwa am dritten Tag schauten die Frauen nach, «ob er scho düre sig». Ghüderkessel wurden da alle Sorten verwendet, vom alten Confitürenchesseli bis zum schönen antiken Kupferkessel. Einmal kauften wir Gymeler etwa zehn gehörige Chlungelen dicke Schnur und machten daraus ein Zugseil, das von der Nydegg bis zur Kreuzgasse reichte. Dann banden wir an das eine Ende drunten bei der Nydeggbrücke ein halbes Dutzend solcher Ghüderkessel und zogen singend die Gasse hinauf. Bei der Kreuzgasse stand rarerweise um diese mitternächtliche Stunde ein Polizist, aber Singen war damals z Bärn auch zmitts in der Nacht noch kein Staatsverbrechen, und der Polizist konnte natürlich bei der damaligen Stadtbeleuchtung nicht sehen, dass wir eifrig eine Schnur abwickelten. Als wir schon ordentlich weit oben an der Kramgasse waren, kamen unten an der Nydegg die Ghüderkessel in Fahrt. Sie rumpelten über die Bsetzi und stolperten an den Laubenbögen entlang und machten einen Heidenkrach. Allenorts gingen die Fenster auf, und wir sahen unsern dicken Polizisten sich gassabwärts in Bewegung setzen, dem Lärm entgegen. Die Kessi kamen in rumpelnden Sprüngen die Bsetzi herauf, und der Polizist wusste natürlich gar nicht, was das für ein Teufelswerk sei, denn er sah nur die Kuppeli Kessi die sonderbarsten Sprünge machen. Von allen Fenstern herab reklamierten die guten Bürger, was das für ein Saukrach sei am Morgen am eis, und da fasste sich der Polizist ein Herz und lief stracks auf die Ghüderkessel zu. Er erwischte die Schnur und schnitt sie ab und war nun gleich im Bild. Der Schnur nach nahm er die Verfolgung auf. Wir merkten natürlich sofort, dass wir nur noch an der leeren Schnur zogen und nahmen die Flucht bolzgedi das Aarebord hinab gegen das Rabbentalbrüggli. Wäre dabei der Fahrni Köbel nicht über einen Draht gheit und grindvoran z Bord ab, und hätte er sich nicht den linken Fuss verstaucht, würden die Polizisten, die inzwischen auf vier Mann angewachsen waren, keinen erwischt haben. So aber kam die ganze Sache aus, und es gab natürlich eine «Erläsete» und zwei Samstagnachmittage Karzer. Damit aber war die Sache abgetan, und es gab nicht einmal einen Schlämperlig im Zügnis.

## Dr Herr vo Fischer

Bern ist immer noch der Kanton mit einem leichten aristokratischen Anstrich, obgleich unsere Patrizier seit hundertfünfzig Jahren in die Reihen der gewöhnlichen Bürger hinabgestiegen sind und als Beamte, Notare und Advokaten, als Ingenieure und Aerzte wie andere Sterbliche ihr täglich Brot verdienen und keine politischen Vorrechte mehr haben und mit wenigen Ausnahmen ihre Schlösser und Campagnen und Ländereien fahren lassen mussten. Aber ein gewisses Wohlwollen mit einem Anflug von Respekt geniessen die Abstammlinge unserer alten Gnädigen Herren noch heute beim Volk, das sitzt uns demokratischen Bernern des zwanzigsten Jahrhunderts einfach noch in den Knochen, und wir haben uns dessen gar nicht zu schämen, denn das ist eine eigene Tradition, die mit Untertanensinn gar nichts zu tun hat, denn wir machen uns am meisten lustig darüber. So, wenn d Frou Lehrer Läderach alle Jahre ihre ersten und schönsten Erdbeeri der Frou vo Wattewyl ins Schloss bringt - «nume as Versucherli» - und d Frou Gmeindschriiber Lugibühl ihre ersten reifen Pastorenbiiren dr Frou vo Grafferied im Herrestock äne. Ja, selbst in der Stadt springen die Ladetöchtere ganz anders zwäg, sogar bim Loeb, wenn d Frou vo Steiger befiehlt, man solle ihr das halbpfündige Päckli nach Muri hinausschicken, als wenn d Frou Binggeli solch ausgefallene Anliegen hat, obschon d Frou Binggeli nur halb so wiit weg wohnt, im Sulgibach oder im Wiiberbühl. Und der Weinhändler Guggisberg würde danken: blas mer, wenn es äben nicht d Frou de Meuron wäre, die am Telephondraht hanget: «Guggisbürg, sit d Ihr sälber am Telephon? Bon! Loset, schicket mer drei Bouteilles gute Waadtländer, aber nid so grüne wie z letscht Mal und nid z türe, und de no zwo Fläsche Chablis, i ha hütt am Abe a lladig - ja, uf Allmedinge natürl, nid a d Junkeregass, mir si scho sit letschter Wuche uf dr Campagne.» Aber im Grossen und Ganzen sind unsere Patrizier sehr bescheidene und vernünftige Mitbürger geworden und arbeiten mit im demokratischen Staat und sind sozusagen ausnahmslos gute Patrioten.

Vor vierzig, fünfzig Jahren aber gab es noch im Bärnbiet die letzten Grandseigneurs, die auf ihren Campagnen ein patriarchalisch Regiment führten, und aus dieser Zeit möchte ich einen alten Gärtner brichten lassen - nennen wir ihn Hutzli, er heisst zwar gar nicht Hutzli, aber ganz ähnlich - und muss so zwischen siebzig- und achtzigmal schon haben die Amseln den Frühling einpfiifen hören.

Als junger Gärtner sei er usgähnds vom letschten Jahrhundert Schlossgärtner, Huusdiener und Gutschner beim Herr vo Fischer auf dem Eichbärg gsi. Gutschner sei etwas viel gesagt, denn ein Gutschenpferd habe sich der Herr vo Fischer nicht gehalten, da sei er viel zu huslig gewesen. Aber für die Gärtnerei sei ein Esel dagewesen, und wenn der Herr vo Fischer nach

Seftigen aufs Gürbetalzügli heig müessen für ga Bärn, dann sei ds Stubemeitli oder ds Chöcheli ins Triibhus oder in den Gmüsgarten gesprungen gekommen und habe gemeldet, er soll hantli einspannen, der Herr wöll uf Bärn und sig pressiert. Der Esel sig mängisch ein störrischer Steckgring gsi, davon wolle er noch erzählen. Item, der Herr vo Fischer sei noch ein richtiger aristokratischer Herr gsi, freigebig und grosszügig auf der einen Seite, giitiger weder dr Tüfel auf der andern. Die Armen ringsum hätten ihn gäschtimiert, er habe manchem Taunermandli geholfen mit Geld und gutem Rat, und wenn einer ihm klöhnen gekommen sei auf den Eichberg, dann sei es selten Nein gewesen. Auch die Lächelüüt und die Bediensteten hätten es gut gehabt, und so hätten Lächelüüt und Dienschtlüüt kaum je gewechselt. Wenn ein Missjahr gewesen sig, dann habe der Herr vo Fischer dem Lächemaa den halben Zins unfragt abgelassen, und er und d Frou vo Fischer seien zäntume Götti und Gotte gsi, am Sunntig habe ds Pärsonal auf dem Eichberg immer eine Doppelguttere Wii auf dem Tisch gehabt und d Wuche us Moscht bis gnue, nur mit dem Barlohn habe der Herr vo Fischer gschmürzelet, er habe gesagt, das trage nüt ab, dem Volch z viel Gäld i d Hand z gäh, es wärde dadurch nur uschafilig. Jeder Feufer habe ihn gereut, den er habe uswärts geben müssen - wenn man eine Campagne habe und einen Gärtner und einen Lächemaa, dann solle man Eigets gnue auf dem Tisch haben. Alle Wuchen eimal heig der Herr vo Fischer uf Bärn müssen, er sei Grossrat gsi oder süsch öppis Höchere cheibs, und fast jedesmal, wenn er vo Bärn zurückgekommen sig, habe er etwas zu branzen gehabt: «Gärtner, z Bärn uf am Märit hei si scho Chopfsalat, warum hei mir no keine?» Da habe er lange sagen können, das werde Treibhuussalat sein, der Herr vo Fischer sei ihm über ds Muul gefahren: «Papperlapapp, das si dummi Usrede, Gärtner, machet dass Dr angähnds Chopfsalat heit.» Was habe er wollen, er habe seine Häuptli nicht mit den Fingern obsi schriissen können.

Die ersten Male sei er jeweilen melden gegangen, der Esel sei igspannet, und er wäre parat. Dann habe der Herr vo Fischer streng gesagt, es sig nicht nötig, immer zu melden, der Esel sig igspannet, er solle einfach sagen, es sei igspannet, man betone nicht extra, dass man mit einem Esel fahre. So an eine Fahrt nach Seftigen denke er noch seiner Lebtag zurück. Der Esel sei manchmal so ein launischer Cheib gsi, nid zum säge, manchmal sei er geloffen wie der Lötig, und diesmal sei er gschlarpet, als ob er Harz an den Scheichen habe. Dr Herr vo Fischer sei fast vergitzlet im Gutschli: «Gärtner, fahret, i bi pressiert, ds Zügli wartet nid! Allez, Gärtner, was isch das für ne Fahrerei, mir chöme ja nie uf Seftige!» Eine Geisle habe er nie brauchen dürfen, das habe der Herr vo Fischer, der ein grosser Tierfreund gewesen sei, verboten. So habe er dem Esel mit dem Leitseili eis über ds Füdle gäh, da sei der Donner grad bockstill stehengeblieben. Er sei abgesprungen und habe den Esel am Grind geschriissen, aber der habe mit allen Vieren verstellt. Da sei der Herr vo Fischer zum

Gutschli us und habe gesagt, er göng z Fuess, er sig schneller. Als der Esel den Herrn von Fischer gesehn habe durch den Wald davonhasten, habe er grediuse gmöögget und sei ihm im Galopp nahe. So seien sie dann doch noch grad mit dem Zügli zämen ds Seftigen eingefahren. Aber nun habe der Esel, das Chalb, statt gegen das Bahnhöfli zu z traben, plötzlich gegen die Beiz hin eingerenkt, und er habe lange am Leitseili schriissen können, der sei grad gegen den Wirtshausstall zu, weil er ihn etwa ein andermal dort angebunden habe, wenn er noch schnell im Wirtshuus iikehrt sig. Dr Herr vo Fischer habe zum Läuferli us gmöögget, ob er nid bi Troscht sig, ds Zügli lüte ja schon ab. Und wirklich sei das Zügli grad langsam abgedampft, als endlich der Esel vor dem Stall angehalten habe, und der Herr vo Fischer sei ganz furibund aus dem Gutschli geklettert. Mit dem dicken Wirt habe er sowieso Chritz gehabt, und der hätte grad das Fänschter ufgemacht und seinen Seehundsschnauz schadenfroh gezwirbelt und gesagt: «Eh, da chunnt bigott der Esel vom Eichbärg u de no de Herr vo Fischer sälber. Mit was chan-i diene, Herr vo Fischer?» Der habe gar keine Antwort gegeben, sondern sei ganz taube zum Bahnhofvorschtang und habe ihm Vorwürfe gemacht, warum er das Zügli schon abgelassen habe, er hätte doch gesehen, dass er grad druf wöll. Aber der Vorschtang habe sich veräxcusiert, er habe gedacht, der Herr vo Fischer wolle i ds Wirtshuus, weil der Esel doch grad im Trab dört hingere sig, und wenn er natürlich gewusst hätte, dass der Herr vo Fischer uf ds Zügli well, so hätte er ds Zügli uf si armi Tüüri nid abglah.

Der Esel habe ihm noch manchen Streich gespielt. Er wolle nur noch den mit den Neujahrs - Züpfen erzählen. Immer aufs Neujahr habe der Herr vo Fischer etwa zwanzig Züpfen bestellt beim Beck in Seftigen, als Gschenkli für Lächelüüt und ärmeri Familien im Umkreis. Diese Züpfen habe er mit dem Esel am Altjahr jeweils holen müssen mit dem Milchwägeli. Eine ganz grosse fünffränkige habe der Herr vo Fischer für sich sälber bstellt, und so habe er eine grosse Korbete hinten auf dem Milchwägeli gehabt. Es sei hoher Schnee gewesen, und gegen den Eichberg zu habe es viele Verwehungen gehabt, und plötzlich sei der Esel eifach links use und grad mit dem Wägeli und ihm ds Bord ab gheit. Alle Züpfen sigen in den Schnee und die Riesenzüpfen vom Herr vo Fischer sig grad zmitts abeinander gheit. Zuerst habe er den Esel wieder aufstellen müssen und ds Wägeli, dann habe er die Züpfen zusammengelesen und mit dem Nasenlumpen abgeputzt vom Schnee, und dann habe er lange gedacht, wie er jetzt das mit der Züpfen vom Herr vo Fischer mache, dass man's nicht sehe. So habe er im Hag einen hasligen Benggel herausgehauen und beide Züpfenteile darauf gesteckt und zusammengeschoben, und man habe gar nichts gesehen. Zum Neujahrsessen habe der Herr vo Fischer noch Visite eingeladen gehabt, und alle hätten gesagt, was das für eine Prachtszüpfen sig, so eine grosse, schöne, guldige, da sei nüt gspart worden dran. No zmitts düre sei die gsprungen vor luter Anken. Er habe beim Tisch

servieren helfen müssen, und es sei ihm ganz gramselig geworden, als der Herr vo Fischer selber die Züpfe genommen habe, um sie voneinanderzuschneiden. Das Messer sei natürlich nicht durch den hagebuchigen Stecken, und der Herr vo Fischer habe immer nur den Kopf geschüttelt, was donners das jiiitz acht mit der Züpfe sig, da müsse etwas Hartes eingebacken sein. Er habe sich hinausgedrückt in die Küche und dem Chöcheli gesagt, ds Stubemeitli sölle fertig servieren, er habe plötzlich ein Rumplen im Buuch, er müsse hantli ufs Hüsli. Nach dem Essen habe er dann zum Herr vo Fischer müssen ins hingere Säli, und dort habe folgendes Zwiegespräch stattgefunden: «Gärtner, wär siit d Ihr?» «He dank der Hutzli», habe er geantwortet. «Und wär bin-i?» «He dank der Herr vo Fischer vom Eichbärg», habe er geantwortet. «Eh bien», habe der Herr vo Fischer gesagt, «und was erlaubet d Ihr Euch für Gugelfuhre. Wie chunnt dä Bänggel i mi Züpfe?» Nun habe er sich gewehrt, er vermöge sich dessen nüt, da sei der Sauesel d schuld, er hätte dank die Züpfe nicht so verheit auf den Tisch stellen dürfen. Dann habe er alles haarklein erzellt, und ganz entsetzt habe der Herr vo Fischer numen noch gefragt: «Ja, und üsi Züpfe heit d Ihr o mit Euern Naselumpe abputzt, Gärtner?» He, er habe dank nüt anders bei sich gehabt. «Pfi Tüüfel, Gärtner! Das isch doch gruusig, so öppis. Das bliibt de under üs, heit d Ihr vürstande?» So sei diese Geschichte mit der Neujahrs-Züpfe des Herrn vo Fischer noch glimpflich abgelaufen, und er verzelle sie uf si armi Tüüri erst sit dem der Herr vo Fischer scho lang underem Bode sig.

## Dr Chünig vo Afghanistan

Die Leser dieser alten Geschichten, die noch gar nicht so alt sind und uns nur in unserm Siebenmeilenzeittempo so antiquiert erscheinen, mögen entschuldigen, wenn ich hier so viel von Pferden und Pferdemenchen erzähle. Aber damals war eben das Pferd noch das dominierende Traktionsmittel im lokalen Verkehr, und heute, da es in den Städten fast gänzlich durch den Motor aus seinen Arbeitsgebieten verdrängt und auch auf dem Lande durch Traktor und Jeep in seiner Existenz gefährdet ist, dürfen wir uns wohl erinnern, wie viel ihm unsere Kultur verdankt. Alle Motoren der Welt müssen noch hundert Jahre tschädern, um die jahrtausende Kulturarbeit des Pferdes einzuholen. Die vielen Tausend alten Städte mit ihren pittoresken Rathäusern und schlanken Kirchen und himmelwärtsstrebenden Dome, die Hunderttausende von Dörfern und Siedlungen, die Strassen und Wege und Brücken wurden mit Hilfe der treuen und unentbehrlichen Dienste längst versunkener Pferdegenerationen erbaut. Muss man nun bald dem Pferd, dem treuesten Freund des Menschen in Krieg und Frieden seit urdenklichen Zeiten, das Sterbeglöcklein läuten? Wir glauben es nicht. Beim Bauern wird das genügsame Pferd nie ganz verschwinden, und in einem wenigstens ist es unersetzlich und unüberbietbar - im sportlichsten aller Sporte - im Reiten. Wir haben die Verdrängung des Pferdes aus so vielen städtischen Arbeitsgebieten beklagt, aber wir wollen es nicht mehr tun. Möge der gefühllose Motor die schwere Arbeit leisten und das Pferd nur noch von wirklichen Rösselern gehalten werden, die es als Kameraden und Freund betrachten und behandeln. Ja - die Rösseler sind sozusagen eine besondere Rasse, für sie ist das Pferd das Alfa und Omega eines sinnvollen Lebens, das Nonplusultra ihrer Sehnsüchte, und Wünsche, und alle übrigen Dinge dieser Welt rücken daneben in den zweiten Rang. So wollen wir auch diesmal so einem alten Rösseler das Wort geben, einem ehemaligen Bereiter:

Wie fast alle damaligen Bereiter sei er aus einer Buurenfamilie gewesen. Der älteste Bub, dann seien vier Schwestern gekommen und dann noch ein Bub, der Peterli, alle gerade an einer Ziilete mit einem Jahr Unterbruch, wie es eben frücher auf dem Land üblich gewesen sig. Der Vater habe bald darauf ab der Welt müssen, sonst wären sicher noch einmal sechs nachgekommen. Den Hof habe nun die Grossmutter regiert, und wie. An die habe er kein gutes Andenken; es tue ihm leid, das sagen zu müssen. Bei ihr habe nur der Peterli gegolten, der Kronprinz, weil eben im Bärnbiet immer der jüngste den Hof erhalte, die andern könnten umsonst wärchen und dann d Schueh binden. So sei es auch bei ihnen gewesen, bei ihm habe es immer geheissen: jitz machsch das, jitz machsch dis. Schon mit zehn Jahren habe er so viel daran hin müssen wie ein junger Knecht. Die Mutter habe gar nichts zu sagen gehabt, denn sie sei ein arm Meitli gewesen als ledig, und das habe ihr die

Grossmutter nie verziehen. Wenn sie etwa ein Wort für ihn habe einlegen wollen, es sei auch gar strub Wätter und der Bub huste, dann habe die Grossmutter gekiefelt: « Papperlapapp, so ne grosse Süchu! Das hätt sie no gfählt. Allez, gang en angere na, der Räge hett no niemere töt. » Schon mit dreizehn Jahren habe er den Fuhrknecht ersetzen müssen und mit den zwei Rossen fahren und denen habe er manchmal sein Leid geklagt und ds luter Wasser grünnet, und dann hätten sie ihn so mit grossen Augen angeschaut, als ob sie ihn verstünden. Von da weg habe er seine Liebe zu den Pferden. D Grossmuetter sei so vom richtigen Buuregiiz besessen gewesen, heute komme das wohl kaum mehr vor, sonst wäre so ein Höfli bald ohne Diensten. Er habe immer nur abgerahmte Milch erhalten und d Meitscheni auch. Das tue es ihnen sauft, habe die Grossmutter gewäffelt, aber dem Peterli hätte sie die Nidle lieber noch hinger ine gestossen. Fast immer habe er und meistens auch die Meitscheni hungrig vom Tisch müssen, ds Brot habe ihnen die Grossmutter in ganz dünnen Schiibli abgeschnitten, die Händöpfu vorgezählt und dann abgeräumt. So sei es ihm oft zum Davonlaufen gewesen, und als er mehrjährig geworden, habe er seinen Büntel geschnürt und sei furt. Die Grossmutter habe ihm noch alle Schande nachgerufen, was er für ein undankbarer Lusbueb sig, da habe man ihn grossziehen können und Kösten haben, und nun, wo er anfangs etwas wärchen könne, laufe er dem Tüüfel zu.

Im Aemmitau habe er bald Arbeit gefunden bei einem grossen Bauern als Karrer mit 10 Fränkli Monatslohn bei freier Kost und Logis. Logis in einem kalten, schittern Gaden, mit dem Erdknecht zusammen. Die Familie sei furchtbar fromm gewesen, bei irgendeiner Sekte. Der Bauer sei grad noch so gegangen, aber die Frau sei noch giitiger gsi als die Grossmutter daheim. Habe es zwei Wochen nicht geregnet, dann habe sie geklagt, wessen sie sich wohl versündigt hätten, es gebe eine grosse Dürre. Sei dann Regen gekommen, zwei, drei Tage, dann habe sie wieder gejammert, mit was sie sich wohl so versündigt, es ersuufe alles im Wasser und gebe ein Missjahr. Und jedesmal habe sie das Brot weggeräumt - damals habe man auf dem Lande immer für einen Monat vorausgebacken -, man müsse huusen für die grosse Tüürig, die jetzt der Herrgott als Geissel über die Menschen verhängt habe. Einmal sei der Bauer krank gewesen und habe ihn ins alte Ofenhüsli geschickt, Werkzeug holen. Das sei das erstemal gewesen, dass er ihm den Schlüssel anvertraut habe. Dort seien die Schinken ds'Dutzendwiis an den Balken gehanget und schöne Würste zu Hunderten und Specksiiten und Laffli. Er habe ein Jäthaueli herunternehmen müssen und sei an einer Hamme hängen geblieben, die Schnur sei zerrissen und die Hamme heruntergefallen und grad ertschäderet. Sie sei ganz murb gsi und voller Würm und Maden. Da sei die Bäuerin gekommen, um zu sehen, was er so lange im Ofenhüsli mache, und als sie die Hamme voll Würm gesehen habe, habe sie die Hände zusammengeschlagen und zu plären begonnen: mit was sie sich ächt so versündigt hätten, dass sie der Herrgott so strafe und diese



Würmer in die Hamme geschickt habe. Da habe er sich nicht mehr zurückhalten können und habe gesagt: «Mit em Giiz, Frau Friedli. Die Hamme hätt' me halt sölle frässe, bevor d'Würm dra chöme.» Dann sei er zum Bauern ins Haus gegangen und habe ihm gesagt, er solle dann auf die Uustage für einen andern Karier luegen, är göng.

So sei er noch bei vielen Bauern gewesen, bessern und schlechtern und habe sich dann ins Remontendepot gemeldet als Bereiteraspirant. Als Aspirant habe man damals 3 Fränkli 20 Rappen Sold gehabt, nach zwei Jahren als Bereiter 4 Fränkli 50 Rappen, und er sei sich vorgekommen wie putzt und gschträht. Der Dienst sei streng gewesen, trotzdem sei es ihm die ersten Jahre vorgekommen, als ob er alle Tage Sunndig habe. Von seiner vierzigjährigen Bereiterzeit könnte er mir viele Müsterli erzählen, lustige und andere, aber wenn er noch einmal hingerfür müsste und nid souriich uf d Wält käme, dann würde er grad wieder Bereiter. Nun wolle er mir nur verzellen, weshalb er immer an den König von Afghanistan denken müsse, wenn er ein Beieli surren höre. Damals, wann genau, wisse er es nicht mehr, so 1923 oder da herum, sei einmal beim Hauptverlesen abgelesen worden, übermorn komme der König von Afghanistan und das Bereiterkorps stelle die Ehrenschwadron. Hundertfünfzig Bereiter hätten neue Draguner-Uniformen gefasst im Züüghuus und neues Zaum- und Sattelzeug, und dann hätten sie mit den jungen Remonten üben müssen. Das erstemal habe man diesen die volle Packung aufgelegt und den Säbel angehängt, und es sei ein Theater gewesen, bis das einigermassen geklappt habe, nid zum säge. Am andern Morgen früh sei die Schwadron aufgesessen, die Bereitermusik am linken Flügel, und alles habe nur so geglitzeret und gegläntzt. So gegen 9 Uhr sei der Bundesrat mit dem König angefahren und mit dem ganzen Rösslispiel. Dann habe die Schwadron den Säbel gezogen, und es sei Achtung kommandiert worden, und sie hätten geschwitzt wie die Affen, um die Jungen Remonten im Glied zu behalten. Gerade als der Fahnenmarsch geblasen worden sei und der König und der Bundesrat die Front abgeschritten hätten und sie alle wie Statuen zwischen den Ohren der Pferde gredius geblickt hätten, sei ihm so ein verfluchtes Beieli um die Nase gesurret. Er habe natürlich in der Achtungstellung, und weil der Chünig von Afghanistan grad auf ihrer Höhe angelangt sei, keinen Wank tun dürfen. Dann sei das Beieli so schön langsam ihm um den Kragen herumgebeinelt und auf den Aecken und habe dort so hübsch langsam zu stechen angefangen. Bis ganz ine. Er habe d Zäng zusammengebissen, und es habe ihn eine Ewigkeit dünkt, bis das ganze Rösslispiel vorüber gewesen sei und er schnell habe dem Bei ein Träf geben können. Schon am Mittag habe er einen Hals gehabt wie ein Neujahrsmuneli und bis zur Arztvisite noch ärger. Damals sei ein alter Remontenarzt gewesen. Wenn man dem nicht den Gring unter dem Arm gebracht habe, so habe er gesagt, das sei sich nicht dr wärt, so ein Wesen zu machen, und habe ein wenig Jod angestrichen. Bis zum nächsten Morgen habe er den Hals nicht mehr drehen können; so sei

er dann wieder zur Arztvisite und habe gesagt, er könne einfach nicht mehr Dienst tun, er solle ihn dispensieren. Aber der Doktor habe ihn ausgelacht, er solle nicht so bipäpperlen, er ritte dank nicht auf dem Aecken, und is Füdli heig ihn emel keis gstoche. Am Abend habe er dann allerdings hantli ins Spital müssen, und dort hätten sie ihm erklärt, er habe eine richtige Jodvergiftung, und er habe drei Wochen aussetzen müssen. Seitdem denke er immer an den Chünig von Afghanistan, wenn er so ein cheibe Beii surren höre, und oft komme es ihm im Traum vor. Dann schau er wieder ganz gstoberet zwischen den Ohren des Pferdes nach vorn in der Achtungstellung, und er gschpüre das Beieli ihm um den Hals herum gramseln, und es düeche ihn eine Ewigkeit, bis der Chünig von Afghanistan mit dem Bundesrat und dem ganzen Rösslispiel endlich vorbei seig und er dem cheibe Beieli einen Tätsch geben könne, und mehrmals habe er im Schlaf so schon sein Froueli breicht, und das seig aufgefahren und habe geschnützt, ob's ihm im Gring fühle, ihns zu chlöpfen, mir nüt, dir nüt zmitts ir Nacht. Dann habe er halbsturm gestöhnt, das cheibe Beieli habe ihn jetzt schön gstoche, aber der Chünig von Afghanistan, dä Schlarpihung, seig d schuld, er komme afange dahär, als ob er Suugnäpf an den Scheichen habe, das seig nicht zum erläbe, bis der vorbei seig. Druf habe sein Froueli gewäffelet, där Chünig von Afghanistan göng sie ein Dreck an, der komme ihr afangs uf ds Gäder, und wenn es nicht bessere, dann müsse man ihn versorgen lassen, är heig ja einen Eggen ab. Darob seig er dann alben auch völlig erwachet und habe seinem Froueli umegäh: es seig ein unvernünftigs Täsch und solle froh sein, dass es nicht so wüste Träume haben müsse. Sein Froueli seig aber nicht auf den Mund gefallen und habe zrüggpülveret: es wäre ihr afange arig, wenn sie zmitts in der Nacht für nüt und abernüt klöpft würd, für das heig sie dank nid ghüratet, weder äbe, für öppis Vernünftigs heigs bi ihm schon lange versurret. Item, wegen dem cheibe Beieli und dem Chünig von Afghanistan wäre es beinahe zwischen ihm und seinem Froueli zu einer Scheidung gekommen, und nur die hohen Chöschten hätten ihn davor bha.

## Korporau Hirschi

Der Spiegel verflossener Zeiten, den wir unsern Lesern vorhalten, lässt Eingeweihte die einzelnen Figuren wohl erkennen, die da im Gedächtnis noch einmal vorüberwandeln, auch wenn einige unter ihnen hier andere Namen tragen - mit Rücksicht auf allfällige Nachfahren, die des nötigen Humors entmangeln könnten - für den Grossteil unserer Leser sind es ja nur Romangestalten, von denen wir aber in jedem einzelnen Falle bezeugen, dass sie lebten und so waren, wie wir sie schildern.

Wegen seines goldigen Humors weit herum bekannt, berühmt und beliebt, war der Baumaterialienhändler Hirschi - Baumann, neben der Roten Brücke, ein angesehener Handelsmann, von dem die alten Berner heute noch im traulichen Kreise der Stammtische schrullige Anekdoten dem Hundert nach erzählen. Bern war um die Jahrhundertwende noch eine idyllische Provinzstadt, man kannte sich und grüsste sich unter den Lauben, und jedenfalls war der Hirschi - Buume ein Stadtoriginal, das der letzte Schulbueb kannte. Von ihm wollen wir einige Musterli erzählen. Einmal lehnte er zu seinem ebenerdigen Bürofenster hinaus und staunte gegen die Promenade beim Amthaus hinüber, als gerade der damalige Polizeidirektor Lang vorüberging und ihn helkte: «Herr Hirschi, Herr Hirschi, was machet d Ihr für ne längwilige Mändiggring, d Ihr tötet o ringer ds Hingere zum Fänschter usestrecke.» - «Aebe nid, Herr Polizeidiräkter», parierte der Herr Hirschi ohne Besinnen, «das ha-ni geschter probiert, aber das git Vrwächslige! All Lüt, wo düre sy, hei dr Huet abzoge und mr grüeft: Guete Tag, Herr Polizeidiräkter!»

Er hatte immer vier Schimmel im Stall, mit denen seine Fuhrleute Zement, Bausteine und Ziegel auf die Bauplätze führten. Einmal fuhr so ein Zweigespann mit einer Meterbänne voll Grien grad vor die Ladentüre der Buchhandlung Francke und leerte die ganze Ladung aus. Damals lebte noch der alte Francke, der spätere Dr. h. c., dem wir Bärner die Aufnahme des Bürndütschs in das Schrifttum verdanken und der als Norddeutscher unsern Berner Dichter Tavel entdeckte und seine feinen Erzählungen verlegte. Item, der Herr Francke dachte, das Grien werde vom Bauamt sein und sie werden da etwas im Gusel haben, und er fand sich damit ab, dass seine Kunden über den Grienhaufen klettern mussten bis zur Ladentür. Aber kein Bauämter erschien, und der Grienhaufen blieb auch am andern Tag unberührt liegen. Da telefonierte der Herr Francke dem Bauamt, was sie eigentlich mit dem Grien vor seiner Ladentür wollten? Das Bauamt wusste nichts von diesem Grien, und nach langem Hin und Her fragte der Beamte, wer denn das Grien abgeladen habe, was für Rosse an der Meterbänne angespannt gewesen seien? Da konnte das Ladenfräulein aussagen, es seien zwei grosse Schimmel gewesen. Ho, dann sei das ein Fuhrwärch vom Hirschi-Buume, der Herr Francke solle dort anläuten. Der Herr Francke verlangte die Verbindig mit dem Hirschi-

Buume, und der Hirschi-Buume gab grad selber am Telephon Bscheid, und es entspann sich folgender Dialog: «Herr Hirschi, hawe Sie den Waage voll Sand und Stäi vor meine Ladedür ausgleert?» - «He ja, natürli, Herr Francke.» - «Ja, aber warum dann, Herr Hirschi, ich han doch käi Stäi bi Ihne bestellt.» - «Äben, äben, Herr Francke. D Ihr schicket mir o geng Bücher zur Ansicht, wo-n-i nid bstellt ha. Jitz ha-n-i dänkt, i schick Ihne einisch vo mir Ruschtig zur Ansicht. We's nid passt, chönnet d Ihrs ja zrüggschicke.»

Herr Hirschi war ein guter Familienvater, und wenn es einen schönen Sonntag gab, dann liess er zwei seiner Schimmel ans Breggli spannen, und der eine Knecht musste damit bis zur Muriallee fahren. Der Herr Hirschi spazierte dann gemütlich mit der Familie die Stadt hinunter und den Muristalden hinauf, und da begegnete ihm auch einmal der damalige Amtsschaffner und Steuerverwalter Tschannen und meinte lachend zum Herrn Hirschi, das sei doch glungen bei Hirschis, die Knechte könnten zweispännig ausfahren und d Herrschaft gang z Fuss. Ja, das syg nume wäge dene cheibe Schtüüre, erwidert Hirschi-Buume, wenn är zwöispännig am Sunntig durch die Stadt fahren würde, dann träfe er, dr Tüfel söll's näh, sicher grad mit dem Herrn Amtsschaffner z'säme, und dann heisse es bei der Schtüürkommission, dä cheibe Hirschi vermögs schiints - zwöispännig uf Münsige ga Güggele frässe. So göng er halt z Bärn z Fuss, wenn er erst an der Stadtgrenze ufhocke, göng das de d Schtüürbehörde nüt a.

Einmal ging der Herr Hirschi zum Herrn Tschannen aufs Büro. Er sollte Ferien machen, er müsse drei Wochen ussetze. Das gange doch ihn nichts an, meinte der Herr Amtsschaffner, von ihm aus könne er Ferien machen so lang er wolle. Ja, dann bliibe er grad vier Wochen, er danke, sagte der Herr Hirschl. Er hätte doch nichts zu danken, er sei ja nicht auf dem Schtüürbüro angestellt. Das nid, sagte Hirschi - Buume, aber är schaff ds ganz Jahr nume für sie, und da hätte er gedacht, er muss seine Ferien hier verlangen.

Der älteste Sohn vom Herrn Hirschi studierte, mehr in den Beizen als auf der Uni, er war ein lustiger Bruder. Im Dienste war er Genie-Oberleutnant; der Papa Hirschi hatte es seinerzeit nur zum Korporal gebracht. Der Herr Couleurbruder kannte die Stammtische, an denen sich jeweils kehrium sein alter Herr so von fünf Uhr nachmittags an sädelte, und wenn er wieder einmal gerade stier war, dann ging er diesen Stammtischen nach, bis er den Herrn Papa entdeckt hatte. Er liess sich an einem entfernten Tischli nieder, bestellte seinen Dreier und musterte, wie weit vorgeschritten die Stammtischrunde sei und ob etwa sein Senior bald ein Haus weiter wolle. Dann spielte sich folgende niedliche Szene ab:

Durch das Restaurant tönte plötzlich die Kommandostimme des Hirschi junior: «Korporau Hirschi!»

Am Stammtisch fuhr der Herr Papa in die Höhe, nahm Stellung an und gab Bescheid: «Hie, Herr Oberlüttnant!»

«Häre cho!»

«Zu Befähl, Herr Oberlüttnant, häre cho!»

Und der Herr Hirschi - Buume ging hinüber zu seinem Stammhalter und pflanzte sich in Achtungstellung: «Herr Oberlüttnant, Korporau Hirschi zur Stelle!»

«Ä Füfliber!»

«Zu Befähl, Herr Oberlüttnant, a Füfliber!»

Und der Papa Hirschi zog seinen Gäldseckel, und einer der damaligen grossen Feufliber schieferte auf den Tisch. Diesen steckte Hirschi junior ins Gilettäschli: «Abträtte!»

«Zu Befähl, Herr Oberlüttnant, abträtte! Herr Oberlüttnant, Korporau Hirschi meldet sich ab!»

Vom Dällenbach-Kari werden wir in einem besondern Kapitel berichten. In seinen letzten Jahren war der Herr Hirschi mit ihm befreundet, und einmal gingen sie auch zusammen auf die Jagd. Den ganzen Tag stürchelten sie in den Wäldern und Feldern gegen den Frienisberg zu herum, ohne einen einzigen Hasen anzutreffen, und missmutig machten sie sich auf den Heimweg. Als sie wortlos nebeneinander über einen abgeräumten Händöpfuacker stampften, sahen sie im Abendleuchten einen prächtigen Hasen so richtig in Schussweite, wie er ds Mändli machte und die Ohren stellte. Der Dällenbach wollte schiessen, aber der Hirschi drückte ihm den Lauf nieder, er breiche ihn doch nicht, er wolle schiessen. Der Hirschi-Buume schlug an und zielte, und der Schuss krachte, dann schauten beide mit gestieleten Augen nach dem Hasen. Der machte immer noch ds Mändli an der gleichen Stelle. Da meinte der Dällenbach-Kari zum Hirschi-Buume:

«Hirschi, schiess no einisch, i gloube dä Cheib het's nid ghört!»

Einmal klagte der Hirschi dem Dällenbach, er habe so Gsüchti, alles hälf nüt, nicht einmal Hundsschmutz. Da wisse er ihm etwas anderes, näselte der Dällenbach, er solle ein Katzenfell um den Buuch binden, er werde sehen, wie das bessere. Der Hirschi-Buume meinte, das sei noch nicht ds Dümmschte, das leuchte ihm ein, er habe noch ein Fäll von ihrem alten Maudi daheim. Am nächsten Samstag kam der Hirschi wieder zum Rasieren, und der Dällenbach fragte besorgt, ob es ihm besseret heig und ob das Chatzefäll nid gnützt heig? Das scho, gruchzete der Hirschi, weder er könne es nicht mehr tragen, für Gsüchti wäre das schon gut, aber jedesmal, wenn er das cheibe Chatzefäll umhabe, werde er rammlig.

## Gummi-Wajaschör

Ungeduld und Nervosität sind die Zeitkrankheiten der heutigen Generation. Nicht schnell genug kann man durch das Schweizerland pfurren, im Auto oder in der Bahn, und Schnellzüge Bärn - Züri, die auf «allen» Stationen halten, das heisst auch in Burgdorf, Herzogenbuchsi, Langenthal, Olten, Aarau, Brugg und Baden, sind schon eigentlich verrufene und möglichst gemiedene «Schnaaggeri». Vor vierzig, fünfzig Jahren noch waren die Schnellzüge eine Rarität und brauchten von Bärn nach Züri oder umgekehrt mehr als drei Stunden, und nebensaus, etwa ins Aemmitau, war es fast nicht zum Erleben. Da waren die meisten Personenzüge zugleich Güterzüge und manövrierten auf jeder Station hingerdsi und fürsü, und als Geschäftsreisender habe man am Morgen früh auf die Socken müssen, wenn man etwas habe verrichten wollen, und meistens dann noch uswärts übernachten. So erzählt mir ein netter, alter, etwas schwächtiger Herr, und wir kommen weiter Ins Gespräch. Ja, ja, in der schönen alten Zeit sei nicht alles so goldig gewesen, wie etwa behauptet werde, es sei nicht nur Milch und Honig geflossen, und Steine seien auch damals Steine gewesen, und zwar harte. Er sei vierzig Jahre Reisender im gleichen Geschäft gewesen, und das sei ihm nicht an der Wiege gesungen worden, denn sein Vater sei Arzt gsi und er hätte eigentlich auch Arzt werden sollen oder emel studieren, aber dann sei sein Vater früh gestorben, und es habe nicht zum Studieren gelangt, denn er habe noch fünf Gschwüschterti gehabt und Geld sei nicht viel da gewesen. Damals habe man den Reisenden Gummi-Wajaschör gesagt, und das sei nicht etwa ein Schlämperlig gewesen, denn als «Commis-voyageur» seien auch die Stellen ausgeschrieben worden, und niemand habe sich daran gestossen. Wie er aber zu diesem ehrbaren Beruf gekommen sei, das wolle er mir erzählen, denn das sei eigentlich ein lustiger Zufall gewesen. Zuerst habe er bei einem Notar eine Lehrzeit als Schriiber gemacht, aber das sei ihm ds Dräcks verleidet. Der Notar habe als Büro so ein Zimmer hinten hinaus an der Marktgasse gehabt, wo das ganze Jahr die Sonne nur grad im Juli / August kurz hineingeblinzelt habe, und wenn er jeweils bei schönem Wetter ins Büro habe gehen müssen, so sei es ihm gewesen, als werde er in eine Vogelkrätze gesperrt. Damals habe man noch keine geregelte Arbeitszeit gehabt und keine freien Samstagnachmittage, Ja, wenn der Notari viel Arbeit gehabt habe, dann habe er seiner Bürojumpere und ihm befohlen, sie sollten dann am Sunntig noch nach der Kirche «a chli» aufs Büro kommen, und dann sei es jeweils bis über Mittag gegangen, und d'Wuchen us habe er fast gjuzet, wenn er einmal schon am Abend am siebni habe heimkönnen. Item, er habe das durchgehalten und das Lehrdiplom als Notariatsschriiber bekommen. Dann habe er noch verschiedene solche Stellen gehabt, aber es habe ihm nicht gefallen und er hätte immer nach etwas umgeschaut, das ihm auch im Beruf mehr Bewegungsfreiheit gelassen

habe. Einmal sei dann eine Stelle ausgeschrieben gewesen für einen Gehilfen in einem Inkasso- und Informationsbüro in Basel und in Klammer sei im Inserat noch gestanden: (Aussendienst), da habe er sich hantli gemeldet und sei zueche cho. In Wirklichkeit sei das eine etwas schittere Bude gewesen, bestehend aus dem Alten und einer ziemlich versuureten Bürojumpere. Der Alte sei früher Notar gewesen, habe dann aber irgendeine Geschichte gehabt und den Stempel abgeben müssen und dann das Büro eröffnet und sich vor allem auch als Privatdetektiv betätigt. So habe er ihm Instruktionen erteilt, dass er hauptsächlich auswärts tätig sein müsse, Informationen einziehen, Inkassi machen, Ueberwachungen vornehmen. Fixum habe er keines erhalten, dagegen von jeder Information einen Fünziger und von jedem geglückten Inkasso je 100 Fr. ein Fränkli. Das scheine gar nicht so wenig, aber meist seien das völlig unmögliche Inkassi gewesen, der Alte habe alte, vergrauete Forderungen für ein Birenbütschgi aufgekauft und dann versucht, noch etwas herauszuschlagen. So habe er im ersten Monat nicht einmal die Kost herausgebracht, geschweige denn etwas an seine Reiseauslagen. Aber der Alte habe ihm gesagt, er müsse das als Lehrplätz rechnen, es sei noch keiner als fertiger Inkassant oder Privatdetektiv vom Himmel gheit. Der «Aussendienst» hätte ihm gar nicht übel gepasst, wenn er etwas dabei verdient hätte; er sei viel an der frischen Luft gewesen und habe auch in den Wirtschaften herumschöppeln und Informationen einziehen können. Da habe ihn an einem Morgen der Alte aufs Büro beschickt und ihm ausnahmsweise 25 Franken Spesenvorschuss gegeben, er müsse an den Langentau - Märli und dort einen Geschäftsmann überwachen, seine Frau meine, dass er dort mit einer Särviertochter ein Gschleipf habe und wolle das herausbringen. Aber er müsse aufpassen, der Geschäftsmann sei ein Usöder, wenn er abkomme, er solle einfach gegen Abend gut aufpassen, in welchen Gasthof der gehe und dann solle er auch dort ein Zimmer nehmen. Die Photographie und genaue Beschreibung des Geschäftsmannes habe die Frau gesandt, und der Alte habe sie ihm mitgegeben. Er sei also auf den Zug und nach Langentau. Den ganzen Nachmittag sei er etwa zwanzig Mal über den Märli und durchs Dorf gelaufen und mehrmals durch alle Beizen und habe immer den Geschäftsmann gesucht. Er habe es schon fast aufgeben wollen, da, plötzlich habe er sein Opfer aus einer Spezereihandlung herauskommen und ins «Chrütz»gehen sehen. So sei er auch in die dortige Wirtschaft und habe sich einige Tische weiter niederghocket. Der Geschäftsmann habe ein währschafftes z'Nacht bestellt, aber er hätte nichts Besonderes zwischen ihm und der Kellnerin bemerkt. Er habe sie, wenn sie die Sachen gebracht habe, etwa aufs Hingere tätschlet und um die Taille geknuschtet, aber das hätten die andern Gäste auch gemacht, und das sei im Bärnbiet so Bruuch und nicht nur an den Märli. So habe er auch eine Röschi mit Wurst und ein Bier bestellt, und als der Geschäftsmann nach dem Buffet gerufen habe, er müsse dann ein Glieger haben für diese Nacht, habe er von der

Wirtin Bescheid bekommen, sie hätten ihm ds Nummero siebni schon reserviert. So habe er der Särviertochter ganz leise gesagt, er möchte auch hier übernachten und welches Zimmer er haben könne; er möchte ein rechtes und wenn's möglich sei ds Ahti, sie könne lachen, aber er sei abergläubisch und ds Ahti bringe ihm Glück. Ja, das tue ihr leid, habe die Wirtin Bescheid gegeben, ds Ahti sei an den Märiten immer für einen Metzger von Biel reserviert, er bekomme ds Nünzähni. Ja, wo denn das sig, im Gaden oben, habe er gefragt. Ho, nein, das sei ds hingerschte im Gang links. So habe er gewartet bis zum Wirtschaftsschluss, weil der Geschäftsmann noch so lange mit dem später angekommenen Bieler Metzger und noch zwei andern gejasset habe. Dann sei er auch hinauf hinter dem Metzger und seinem Geschäftsmann her, und die hätten sich gute Nacht gewünscht, und jeder sei in seinen Schlag. Er sei ins Nünzähni, aber das sei cheiben ungünstig gewesen, denn bis dort hingere sei es ja fast einen Pistolenschuss wiit gewesen. Er habe sich nur auf den Bettrand gesetzt und bei der Türe einen Spalt offen gelassen, um zu horchen. Bald sei es völlig ruhig gewesen, und er habe seine Ohren gespitzt wie ein Luchs. Etwa nach einer Stunde sig die Särviertochter von unten heraufgekommen, aber grad noch eine Stege höher ins Gaden, dann habe er den Wirt und die Wirtin gehört heraufkommen und ihre Wohnung abschliessen. Nun sei es lange ganz still gewesen, und er sei in den Socken durch den Gang füre düsselet und habe gehorcht. Im Ahti habe der Metzger geschnarcht wie ein Bohneross, im Siebni, bei seinem Geschäftsmann, habe er keinen Mucks gehört. Dann sei er wieder in seinen Schlag zurück und vor Pfuus fast umgheit. Plötzlich sei er zusammengefahren, es habe ihn gedünkt, jetzt sig grad öpper fürfüsslige durch den Gang. Und richtig, wie er den Kopf hinausgestreckt habe, sei vornen im Gang eine Zimmertüre grad liiseli zugemacht worden. Aha, habe er gedacht, jetzt habe ich ihn. Aber der Alte daheim habe ihm gesagt, er müsse dann die beiden in flagranti erwischen, sonst gelte es nüt.

Da die Türe beim Siebni fest zugeschlossen gewesen sei, sig er in den Hof hinunter und habe eine Leiter vom Stall herübergeholt und angestellt, nach den Fenstern abgezählt beim Siebni. Dann sei er hinauf und habe lange ins Zimmer hineingeschaut, aber nur Schnarchen hören. So sei er wieder hinab, habe noch einmal die Fenster gezählt und sig wieder hinauf. Da habe er plötzlich einen Tatsch auf den Grind bekommen, dass er ganz sturm geworden sei und von der Leitere abegheit wäre, wenn ihn nicht einer am Kragen über die Fensterbank hereingezogen und geschüttelt hätte, dass er nicht mehr gewusst habe, was obsi und nidsi sig. Das sig der Metzger gewesen, und der habe nun einen Heidenkrach gemacht; der Wirt sei in den Unterhosen gesprungen gekommen, und der Geschäftsmann von nebendra im Hemmli, und dann noch weitere Gäste. Und dann habe der Wirt den Landjäger holen lassen. Er habe lange lügen können, er habe ja nur zur Särviertochter z Kilt wollen und das lätze Fenster erwischt; der Landjäger habe ihn untersucht und dabei sei die Photo von dem



Geschäftsmann hervorgekommen. So habe er denn alles wahrheitsgemäss beichten müssen. Der Geschäftsmann sei zuerst fuchsteufelswild geworden, er wolle ihm zeigen, da zu spionieren, seiner Alten daheim werde er ein Liedli singen usw. Aber zuletzt hätten alle ihre Gugelfuhr daran gehabt, seien in die Hosen und noch in die Gaststube hinunter, und der Wirt habe noch ein paar Flaschen heraufholen müssen. Der Geschäftsmann aber, das sei dann sein Prinzipal geworden während vierzig Jahren, denn er habe ihn gleich als Gummi - Wajaschör angestellt, so einen könne er brauchen, einen, der nicht lugg lasse und sogar zum Fänschter inechöm, wenn die Türe zue sig. Mit dem Patron seig er all die vierzig Jahre prima ausgekommen, nur die Frau habe ihn auf der Latte gehabt, für sie sei er aber auch der lebende Vorwurf gewesen. Immer wenn er dem Ehepaar begegnet sei, habe der Patron ganz laut zu seiner Frau gesagt: «Lue, Marie, da chunnt di Spion.» Dann habe sie jedesmal ostentativ auf die andere Seite geschaut. Gottlob sei sie einige Jahre vor dem Patron ab der Welt, sonst hätte sie ihn noch auf seine alten Tage zum Gschäft usgheit. Und dabei habe er dänk damals nur ihren Uftrag erfüllt, so gut wie mögli. Alle die vierzig Jahre habe sie ihrem Mann nie mehr einen Detektiv nachgeschickt, davon sei sie dannzumal für immer kuriert worden.

## D Frou Oberscht

Was uns das kleine, alte Mandli auf der Bank bei der Tuubentränki erzählt, davon müssen wir die Spuren etwas verwischen, denn einige damals jüngere Mitspieler könnten noch leben, und wir wollen nicht etwa einen Prozäss auf den Hals wegen so alten Geschichten. Du musst dir daher, liebe Leserin, verehrter Leser, Ort und Zeit selber zusammenreimen und wirst kaum darauf kommen, wen da unser alter Spiegel zurückwirft. Item, das kleine Männlein war Offiziersbedienter gewesen sein Leben lang, und es weiss köstliche Geschichten dem Dutzend nach zu erzählen, meist von Rossen; aber wir wollen unsern Lesern nicht immer nur von Rossen erzählen, so picken wir diesmal eine andere Rosine aus dem goldenen Kuchen volkstümlichen Humors.

Lange vor dem Ersten Weltkrieg hatten fast alle höhern helvetischen Instruktionsoffiziere als Ordonnanzen deutsche Burschen gehabt, vor allem Schwaben, das heisst Badenser und Württemberger, hie und da auch Bayern. Es sei fast ein Wunder gewesen, dass er als simpler Schwiizer-Dätel bei seinem Oberscht als Bedienter zueche cho sig. Dieser Oberscht sei schon ordeli alt gsi und habe nicht mehr gut gehört, er habe immer gesagt, das komme vom Schiessen. Als Bursche - damals habe man noch nicht «Ordonnanz» gesagt - habe er in der Kaserne die zwei Rosse besorgen müssen, aber zwischenhinein auch in der Haushaltung helfen, Teppiche klopfen, Kleider bürsten, Schuhe putzen und die Gartenwegli jäten. Sein Oberscht habe noch in seinen alten Tagen auf Abbruch geheiratet, und zwar eine ganz junge, d Charlotte, ein donners schönes, rothaariges, zwanzigjähriges Meitschi aus einfachen Verhältnissen, aber ein rassiges, das noch Schpeuz gehabt habe für vier Oberschten, nicht nur für einen. Zwar auf der Strasse sei sein Oberscht noch dahergekommen, als ob er einen Besenstiel geschluckt hätte, kerzengerade, hochaufgerichtet, wie später alben der Gertschen Fritz gesagt habe. Aber, wenn er ihm daheim habe aus dem Waffenrock helfen müssen, dann sig er grad zämegeheit und einfach ein alter Maa gsi. Vom vielen Hemmli-Changieren habe er kein einziges Haar mehr auf dem Chürbis gehabt, und wenn ihm d Charlotte habe chüderlen und ein wenig im Haar chräbelen wollen, dann habe sie ihm im Schnauz kräbelet, und dann habe er jedesmal erniessen müssen. Weil er so schlecht gehört, habe der Herr Oberscht auch immer laut geredet, und bei offenen Fenstern habe oft die ganze Nachbarschaft wohl daran gläbt. Von seinen sechzig Jahren Junggesellenleben habe der Herr Oberscht seine Gewohnheiten auch als junger Ehemann behalten. So habe er seinem Froueli das Hushaltungsgeld alle Tage gegeben, exakt einen Feufiber. Den habe er am Morgen früh, wenn er in die Kaserne habe müssen und sein rotblondes Froueli noch fescht d Oeugeli zuegha heig, liiseli aufs Nachttischli gelegt und sei ab. Wahrscheinlich sei das auch noch eine Gewohnheit aus der

Junggesellenzeit gewesen, dieser Feufliber auf dem Nachttischli. Natürlich habe das lebenslustige Chrottli, d Frou Oberscht, mit dem Feufliber niemals auskommen mögen, das habe sie grad als Sackgäld genommen, und für d Hushaltig habe sie alles aufschreiben lassen und Schulden gemacht. Immer grad auf den Zahltag vom Herrn Oberscht habe dieser den Briefkasten voll Monatsrechnungen gehabt, vom Spezierer, vom Bäcker, vom Schuhmacher, der Schneiderin und Hütlerin. Dann habe er dem Herrn Oberscht nach dem Mittagessen die Poscht hereingebracht, und d Frou Oberscht habe sich drückt, sie müsse es Bitzeli ga ablige, si gloub, si erwarti. Der Herr Oberscht habe ihr freundlich zugnickt und dann mit dem Brotmesser Couvert um Couvert aufgeschlitzt, und jedesmal, wenn er wieder eine Rächning herausgezogen habe, nervös ghüeschtelet. Wenn dann alles exakt auf drei Bigeli getischt gewesen sei, die Briefe, die Rechnungen und die leeren Couverts, dann habe er ihm gerufen: «Mosimaa, chömet dahäre - zellet das da zäme!» Und damit habe er ihm die Bigete Rechnungen hingeschoben. Er habe zusammengezählt, und dann habe der Herr Oberscht gefragt: «Wieviel macht's, Mosimaa?»

«Hundertvieresibezg Fränkli u füzäche Rappe, Herr Oberscht.»

Der Herr Oberscht habe wieder nervös ghüeschtelet:

«Mi seit nit Fränkli, Mosimaa, das si Franke, das isch viel Gäld!»

«Zu Befähl, Herr Oberscht, hundertvieresibezg Franke u füzäche ... »

Und wieder habe der Herr Oberscht nervös ghüeschtelet, dann den Sekretär aufgemacht und ihm alles in Fünflibern und den Rest in Münz auf den Tisch gezählt: «D Ihr göht das dä Namittag ga zahle, Mosimaa.»

«Zu Befähl, Herr Oberscht, dä Namittag ga zahle.»

«Guet, und nun rüefet mr no d Frou Oberscht, aber hübscheli, Mosimaa.»

Er sei d Stägen uf und habe an die Schlafzimmertür döpperlet, aber d Frou Oberscht habe kei Bscheid gäh, obschon sie erst vor zehn Minute ufe sig. So sei er ine düüsselet und habe leise gerufen:

«Frou Oberscht, dr Herr Oberscht verlangt Ech!»

Auf dem französischen Doppelbett sei unter der Flaumdecke nur der rotblonde Wuschelkopf sichtbar gewesen und d Frou Oberscht habe anschiinend tief pfluuset. So sei er zueche und habe sie leicht geschüttelt und seine Meldung wiederholt. Dann habe der Wuschelkopf einen tiefen Seufzer getan und die langen Augenwimpern aufgeschlagen:

«I ma jitz gwüss nid, Mosimaa, säget am Herr Oberscht, es sig mir gar nid guet.»

Das habe er dann unten im Esszimmer dem Herrn Oberscht gemeldet, und der habe ihm abgewunken und sei selber ins Schlafzimmer hinauf und habe dort vermeintlich leise, aber wegen seinem üblen Gehör überlaut mit seinem rotblonden Chrottli parliert:

«Schatzeli, Charlotte, hesch du mir wieder Schüldeli gmacht?»

«He aber nid viel, mis Papageili.»

«Aber i ha das nid gärn, Schatzeli, das schickt sich nid.»

«He aber, wes nid anders geit, Muusmandli. I cha doch nid blutt umeloufe!»

«Ja nu, es isch jitz zahlt. So wei mr nüm drvo rede.»

D Frou Oberscht habe dann wirklich erwartet, und nach nün Monet sei ein donners schönes Meiteli da gsi mit grossen, schwarzen Augen wie Baselbieter Chirsi. Das sei das Glungene gsi, der Herr Oberscht habe graue Augen gehabt und d Frou Oberscht himmelblaue. Der Herr Oberscht sei stolz gsi wie ein Pfau und habe ihn gefragt:

«Was säget d Ihr da derzue, Mosimaa, isch das nid as Wunderchind?»

«Wowou, Herr Oberscht, bigott isch das as Wunder und de no mit so schöne schwarze Auge wie Chriesi.»

«Wüsset d Ihr, Mosimaa, das überspringt mängisch as paar Generatione. Mi Grossmuetter mütterlichsiits het o schwarzi Ouge gha.»

«As wird sii, Herr Oberscht, as isch nid anders möglich», habe er geantwortet. Er habe emel nicht sagen können, der Tessiner Draguner-Oberlüttnant, wo geng um d Frou Oberscht ume schwirri, habe so grosse schwarze Augen grad wie das Butzli.

D Charlotte habe es dann durchgesetzt, dass der Tessiner Götti geworden sig, und einen besorgteren Götti habe er seiner Lebzig nie mehr gesehn. Alle Tag sei der vor der Tür gstanden und habe nach dem Lotteli sehen wollen, und es sei schon cheibe kurli gewesen, immer habe er grad dienstfrei gehabt, wenn der Herr Oberscht Dienst gehabt habe und umkehrt. Alle Sunntig am Morge habe d Charlotte dem Herr Oberscht angekündigt, sie habe dann den Götti zum Mittagessen iiglade, er wärde nichts dagegen haben, er habe halt eine schützlige Freud am Lotteli. Der Herr Oberscht habe etwa hie und da einen Einwand versucht, grad all Sunntig bruuche man den Götti nicht iizlade, seinen Götti hätte er siiner Ziit all Jahr nur einmal gesehn, wenn er ihm den Neujahrfeufiber gebracht habe. Dann habe d Charlotte ihre langen Augenwimpern so schön schmachtend aufgeschlagen und gesagt, ganz wie er wolle, aber gekochet sei schon für alle drüü, und dann müsse der Mosimaa noch hantli ga absage i d Kasärne. Das habe dann natürlü der Herr Oberscht nid wollen, und so sei der Oberlüttnant Crivelli angestiefelt gekommen wie usem Druckli in seiner glitzernden grünen Draguneruniform, und er habe immer ein Gschenkli mitgebracht für d Frou Oberscht und für ds Lotteli und sich gar fein benommen, das müsse man sagen. Manchmal habe er denken müssen, was das für ein schönes Paar wä, der Crivelli und d Charlotte, und so gut er seinen Oberscht gemocht habe, sei er in solchen Augenblicken fast taube gsi über ihn, dass er so ein junges Froueli an sich gekettet habe. Nach dem schwarzen Kaffee habe dann d Charlotte sehr bestimmt gesagt, nun sei es Ziit für ds Lotteli u für dr Pappeli, as Nunneli z mache. Und dann habe sie das Chline in den Stubenwagen und den Herrn Oberscht oben in

der Veranda aufs Kanapee bettet und gut zugedeckt und seig mit dem Crivelli i ds Gartehüsi. Wenn dann der Herr Oberscht so nach ein, zwei Stunden in den Garten hinuntergekommen sei, sei sie auf dem Riiti-Seili gsi und der Oberlüttnant Crivelli habe ihr Müpfe gegeben, dass sie mit flatternden Röcken bis in die höchsten Aeste hinaufgeflogen sei. Der Herr Oberscht habe dann ghüschtelet und gesagt, das gehe wohl uvernünftig, der Crivelli solle nicht so stark stossen. Aber d Charlotte habe ihm von ihrem fliegenden Sitz herab Kuschhändchen zugeworfen und glachet, er solle nur nicht Angst haben, der Götti passe schon uf, und ihr sei es vögeliwohl, nid zum säge.

Nun sei alles gut gegangen mehr als ein Jahr lang. Dann habe der Herr Oberscht einmal einen versiegelten Brief bekommen, habe mehrmals nervös ghüschtelet beim Lesen und den Brief dann in den Waffenrock gesteckt. Am folgenden Nachmittag habe er, Mosimaa, gerade Stiefel geputzt hinten im Gang, da sei plötzlich der Oberlüttnant Crivelli, den er vorher nicht gesehen habe, aus dem Schlafzimmer gekommen im Schuss, auf dem linken Arm habe er die Uniform gehabt, in der rechten Hand die Stiefel und die Mütze, und den Säbel habe er am Portepée nachgeschleift und ihn ganz vergelsteret angeschaut:

«Porco di porco, wo i mues hi, Mosimaa? Kunnte Oberst dur Gartetür, wo i mues springe?»

Er habe sich nicht lang bsunne, denn unten habe sich schon der Huusschlüssel in der Türe gedreht, er habe dem Crivelli den Säbel und die Stiefel aus der Hand gschrissen, ihn am Arm genommen und sei mit ihm in hellen Sätzen dem Estrich zu, immer vier Stegentritt hätten sie zusammen genommen. Oben habe er ihm gesagt, er solle sich hantli anziehen und durchs Fensterli aufs Dach und hinters Chemi hocken. Dann habe er drunten die Stentorstimme des Oberschten gehört: «Mosimaa - Mosimaa!»

«Hier, Herr Oberscht!» habe er gmöögget und sig eis Gurts d Stägen ab, dass es ihn im untersten Rank untenuus genommen heig und er grad füdlige vor dem Oberscht gelandet sig. Der sei nicht allein gewesen, sondern noch der Hauptmann Rickenbacher mit ihm, ein dicker Pfluschi, aber ein böartiger Cheib, der habe seinen Guillaume-II-Schnauz gezwirbelt und schadenfroh gegrinst, wie der Oberscht gedonnert habe:

«Mosimaa, wo isch dr Crivelli?»

«Dr Götti?» habe er unschuldig zurückgefragt.

«Was Götti, Mosimaa, mir rede jitz dientschtlich, wo isch dr Herr Oberlüttnant Crivelli?»

Ho, das wisse er nicht, der werde in der Kaserne sein.

Der Oberscht habe ihn so durchdringend angeschaut, dass es ihm ganz dotteret heig, dann habe er ihm den Finger aufgehhalten: «Mosimaa, Mosimaa - nämet Ech zämel»

Es werde am besten sein, man schaue nach, habe der Hauptmann Rickenbacher giftig bemerkt, und so seien die beiden in den ersten Stock. Der Herr Oberscht habe die Nase ins Schlafzimmer gesteckt und wieder zurückgezogen, dann hätten sie die andern Zimmer

gemeinsam erlesen, und dann habe der cheibe Rickenbach gesagt, man werde noch auf den Estrich müssen. Oben hätten sie in und hinter jeden Schaft geschaut, und der Rickenbach habe noch den Grind zum Dachfänschterli hinausgestreckt, aber gottlob wegen seinem dicken Ranzen nicht hinauslehnen können, und der Crivelli sei hinter dem breiten Kamin sicher ghocket. Dann habe der Herr Oberscht aufgeatmet und dem Hauptmann Rickenbacher gesagt, er sehe, es sei nichts, alles sei eine hundsgemeine Verleumdung, und er nehme ihn zum Zeugen, und nun solle er in die Kaserne zurück. Natürlich habe der Rickenbacher nur «zu Befähl, Herr Oberscht» sagen dürfen, habe die Absätze zusammengenommen und sei mit seinem dicken Ranzen voran d Estrigstägen ab. Hinter ihm sei auch der Oberscht hinab und dann er, und innerlich habe er gjuuzet vor Freude, denn er müsse es noch heute sagen, der Crivelli hätte ihm leid getan und noch mehr d Frou Oberscht, in das cheibe Chrottli sig är sälber verliebt gsi, und noch heute laufe ihm ds Wasser im Muul zsäme, wenn er an sie denke, und das seien doch bald füfzg Jahr her. Unten im ersten Stock sei d Charlotte in ihrem reizenden Morgenrock vor der Schlafzimmertür gestanden und habe gefragt, was das für ein Lärm sei, man könne ja gar nicht schlafen zmitts im Namittag. Der Hauptmann Rickenbacher habe sich verbeugt und sei weiter nidsi und zum Huus us, der Herr Oberscht habe ihr das Händchen geküsst und sei mit ihr ins Schlafzimmer, und dort habe er mit lauter Stimme gebeichtet, wie er sie in einem falschen Verdacht gehabt habe wegen einem anonymen Brief, den ihm so ein Lump und Lügner geschrieben habe, um ihn ins Bockshorn zu jagen, und wie er sich entschuldige und es ihm leid tue. D Charlotte habe Krokodilstränen geweint vor gut gespielter Entrüstung, da sehe man, die unschuldigsten Frauen seien nicht vor Verleumdung sicher. Immer sitze sie daheim und gehe nie allein aus, und gerade ihr müsse das passieren, hu-hu, und dann noch der arme Götti vom Lotteli, nei, das sei bigott nid rächt, der werde sich hüten, noch einmal zu kommen, wenn man seine unschuldigen Göttibsueche so auslege, ach, das arme Chindli, jetzt habe das noch seinen guten Götti verloren, hu-hu. Der Herr Oberscht habe sie mit lauter Stimme getröschtet, dass es sieben Häuser weit die Leute hinter die Vorhänge gelockt habe, sie solle jetzt nicht so tun, und der Götti solle nur kommen, je mehr, desto lieber, er werde ihn selber einladen, er könne selbst nicht begreifen, wie er auf diesen anonymen Dreckbrief habe hereinfliegen können, das werde ihm nie mehr passieren. Item, der Herr Oberscht sei dann wieder in die Kaserne, er aber habe schon vorher den Götti vom Dach heruntergelotst und zum hintern Gartentörli hinausgeschmuggelt gehabt, und als der Oberscht bei der Kasernenmauer angelangt sei, habe er im Hof schon den Oberlütnant Crivelli seine Draguner schlauchen hören: «Ains - swai dumme keiba Eckima, kane nid magge ganse Gniebeuge, he fulle Keiba allisäme, Namittag so islafe, wil i euk so lehre.» Item, von da weg sei bei ds Herr Oberschts alles eis Härz und eine Seele gsi. Nur auf den

Hauptmann Rickenbacher habe die Charlotte eine Pique gehabt, dem Tüfel äben, und der Oberst habe ihn auf ihre Zureden hin auch auf die Mugge genommen, und so habe der Rickenbacher den Instruktionsdienst quittiert und sei Versicherungshengst geworden. D Charlotte sei dann mit driissgi Witwe geworden und habe später wieder geheiratet, aber nicht den Götti vom Lotteli, der sei nach Südamerika ausgewandert gewesen, und d Charlotte habe ja an jedem Finger zehn haben können, so habe sie noch einen Dokter bekommen und lebe wahrscheinlich heute noch.

## Dr Casimir

Unsere heutige Erzählung spielt um die Jahrhundertwende in der Dalben zu Basel, im berühmten Aristokratenviertel der St.Alban - Vorstadt, und wir lassen den alten Deschwanden grad selbst erzählen. Von Haus aus sei er ein Urner, aber in Bärn aufgewachsen. Nach der Rekrutenschule sei er drei Jahre bei der päpstlichen Schwiizergarde gsi, aber er habe in Rom immer so Längizyti gehabt, dass es ihn fast putzt habe; so sei er bei der ersten Gelegenheit ausgetreten und habe grad eine Stelle in Basel bekommen als Gutschner und Huusdiener bei der alten Frau Burckhardt. Das sei eine feine alte Dame gewesen, die ein vornehmes Haus geführt habe, und dass er da zueche cho sig, habe er nur seiner Eigenschaft als gewesener Schwiizergardist zu danken gehabt, denn das habe der Frau Burckhardt mächtig imponiert. Sonst hätten nämlich die damaligen Basler Patrizier nur Schwabengutschner gehabt, und man müsse es sagen, diese ehemaligen Husaren des Königs von Württemberg hätten es mit den Pferden verstanden aus dem Aeffäff und seien ganze Generationen in den reichen Basler Familien geblieben und alt und grau geworden, oft vom Grossvater und Vater her fast wie ein Inventarstück übernommen.

Damals sei in der Dalben und gegen den Rheinsprung hin in den stolzen, alten Patrizierhäusern und Villen noch ein herrschaftlicher Betrieb gewesen, die alten Basler Familien hätten noch Geld gehabt wie Heu und das auch zeigen dürfen; heute hätten sie immer noch Geld wie Heu, aber wegen der Schtüüren und den vielen Sozi im Grossen Rat müssten sie hübscheli tun und könnten sich höchstens noch ein Auto leisten. Damals aber seien in prächtigen weissgeplättelten Stallungen herrliche glanzhaarige Kutschenpferde gestanden, und am frühen Morgen hätten jeweils die Gutschner und Knechte die Equipagen bei den Brunnen gewaschen. Heute seien das leider tempi passati; in der ganzen Dalben werde man kaum mehr ein halbes Dutzend Pferde finden, und die meisten Stallungen seien Garagen geworden.

Der Lohn sei nicht übermässig gsi, vierzig Franken im Monet, aber die habe er immer fast ganz auf die Seite tun können, denn er habe Kost und Logis gehabt und Livreekleider, aber auch Stiefel, Schuhe und Wäsche habe er nicht zu kaufen brauchen, da sei vom alten Herrn Burckhardt selig noch genug ume gsi, und d Frou Burckhardt habe ihm immer gesagt, wenn er etwas nötig habe, solle er sich nur melden. Z Aesse sei mehr als nume rächt gsi, d Frou Burckhardt habe wollen, dass die Dienschten genau das gleiche auf den Tisch bekämen wie d Herrschaft, sogar wenn es Guggeli oder Fördnli gegeben habe, und den gleichen Wein und bis gnue. Das sei seine schönste Zeit gewesen, und er wollte sie grad noch heute zurück. Die alten Basler Familien seien für sich eine Gesellschaft gsi, die Sarasin, Wettstein, von der



Mühl, La Roche, die Merian und die ganz Noblen, die Vischer mit dem Vogelegg und die Burckhardt mit dem ck und dt. Ja, bei den Burckhardt sei dieses ck-dt gleichsam der Adelsbrief gsi, nur die mit dem ck und dt hätten als voll gegolten; dann habe es eine Linie weiter unten die gewöhnlichen Burkharte gegeben, die vielleicht ein ck, aber kein dt im Namen gehabt hätten oder dann nur ein dt und kein ck, und dann seien erst die ganz gewöhnlichen gekommen, ohne ck und nur mit einem t am Schluss, oder noch mieser, die ohne h oder gar die Schwachmatiker und letztrangigen, die mit einem weichen d am Schwanz. Ja, da habe man sich auskennen müssen, und was so ein richtiger Burckhardtzekadete gewesen sei, der habe sich auch ausdrücklich so vorgestellt: «Mi Name ist Burckhardtzekadete.»

Ds Pärsonal sei nicht übermässig gsi für die grosse Villa und den grossen Garten mit Park - eine Köchin, ein Stubenmeitli und er als Huusdiener, Gutschner und Gärtner in einer Person. D Frou Burckhardt sei eine grosse Tierfreundin gsi, mehr als ein Dutzend Katzen habe sie gehabt, schöne, langhaarige kastrierte Angora-Maudi, einer feisser und füüler als der andere, dann eine grosse Volière im Park mit exotischen Vögeln, einen Papagei im vordern Salon, ein wenig ein blöder, der habe nur immer das gleiche Sprüchli sagen können: «Gueten Obig mitenand», aber so diitlich, dass man fast jedesmal umgeschaut habe, ob das der Papagei sage oder jemand anders. Dann seien noch drei Hunde dagewesen, eine riesige deutsche Dogge, ein englisches Windspiel und ein ungarischer langhaariger Schäferhund. Im Stall seien drei Rosse gestanden, die zwei Kutschpferde und das steinalte Reitpferd vom Herrn Burckhardt selig, das noch das Gnadenbrot gefressen habe, dann vier Schafe, damit der englische Rasen immer schön gleichmässig zameträppelet gsi sig, denn damals habe man die mechanischen Grasrasierer noch nicht gehabt. D Frou Burckhardt sei nicht viel ausgefahren, die Equipage sei fast mehr für die Köchin dagewesen, mit der habe er alben zum Einkaufen oder auf den Märkt fahren müssen. Das Leben sei gemächlich dahingeflossen, alles sei im Ueberfluss dagewesen, und kein Mensch habe damals an die Möglichkeit eines Krieges gedacht, Aufregungen habe man selten erlebt, und meist sei es in der Dalben vor lauter Ruhe einfach langwillig gewesen. Nur einmal habe es einen zweimonatigen Unterbruch dieser Ruhe gegeben, als der cheibe Neger gekommen sei, der Casimir, von dem wolle er erzählen, an den müsse er noch seiner Lebtag denken, und beinah hätte er wegen dem Sauneger seine gute Stellung gekündet.

D Frou Burckhardt habe keine ganz nahen Verwandten gehabt, nur einen Neffen im zweiten Grad. Der habe auf sie hin so viel Geld verschletzt und Schulden gemacht, dass ihn noch der alte Herr Burckhardt vor seinem Tode in den Kolonien untergebracht habe. Dank seinen Beziehungen habe er ihm eine Stelle verschafft und ihm ein lebenslängliches

Stipendium ausgesetzt, unter der Bedingung, dass er in Afrika bleibe und höchstens einmal zu Besuch nach Basel komme, wenn er so alle fünf, sechs Jahre seine Ferien habe. So sei er damals auch wiederum fast unerwartet aus dem Zululand angerückt, er habe nur von Genf aus ein Telegramm geschickt, er komme. Am Bahnhof habe er ihn mit der Equipage abholen müssen, aber er sei nicht allein gekommen, er habe einen kleinen, etwa zwölfjährigen Neger mitgebracht, den Casimir. Den habe er der Frau Burckhardt als seinen Buben vorgestellt, und als diese voll Entsetzen gefragt habe, ob er die Mutter vom Casimirli auch mitgebracht habe, habe er glachet und erklärt, die habe er schon lange wieder verkauft. D Frou Burckhardt habe ihm die Leviten lesen wollen, aber er habe nur gelacht, das sei dängg so iibli im Kaffernland, dort kaufe man die Wiiber und verkaufe sie wieder, und das säig dängg praktisch, und die Wiiber wüssten nichts anderes. Dann habe er erklärt, er lasse den Casimir zwei Monet hier, er gehe nach Paris, im September solle man den Casimir nach Hamburg bringen, er berichte dann noch alles Genauere. D Frou Burckhardt habe ihm einen aussertourlichen Check gegeben und sei froh gewesen, als er ab sig; der kleine Neger habe ihr gar nicht so übel gefallen, er sei fast ebenholzschwarz gsi, habe Chruselhaare gehabt, aufgestülpte Lippen und prächtige schneeweisse Zähne.

Als aber der Casimir in der Dalben erwarmet gsi sig, sei der Tüüfel losgegangen. Was der alles angestellt habe, das gehe auf keine Kuhhaut, alle Tage etwas Verrückters und manchmal alle Stunden. Da habe er den Rossen Besenstiele an die Schwänze gebunden, dass die den halben Stall zusammengeslagen hätten, und als er dazugekommen sei, habe der Luusbub nur glachet und sei vor Freude höch ufgumpet. Dem ungarischen Schäferhund habe er mit der Scheere ganze Wüsche Haar aus dem Balg geschnitten, dass er ausgesehen wie rüdig, der deutschen Dogge habe er einen Pfannenkessel an den Schwanz gebunden, dass sie wie verrückt durch alle Bosquets und das grosse Tulpenbeet düre sig. Dann sei er wie ein Affe an der Voliäre hinaufgeklettert, dass die Vögel vor Chlupf wie wild herumgefletteret und zwei Kanari grad tot von den Seigeln gheit siget. Einmal habe er ihm die Schafe auf die Strasse hinausgelassen, und die seien dem Rheinsprung zu und dann ans Ufer hinunter und fast bis nach Hünigen. Einen ganzen Nachmittag habe er sie suchen und dann wieder heimtreiben müssen. Dem Stubenmeitli habe der Casimir jedesmal, wenn er an ihm vorbei sei, den Rock aufgelüpft und der Totsch habe dann gegrännet, statt dem Schnuderbueb einen Chlapf zu geben. Allerdings habe d Frou Burckhardt dem Pärsonal strenge verboten, den Casimirli anzurühren, das sei eben noch ein Kind im Flegelalter, und da müsse man ein Auge zudrücken. Einmal sei er nirgends zu finden gewesen, und d Frou Burckhardt habe schon Angst gehabt und befohlen, ihn im ganzen Dalben zu suchen, er könnte ja an den Rhy hinunter und ertrinken. Ihm sei gottlob in den Sinn gekommen, noch im Keller nachzuschauen, und da habe er schon auf dem untersten Stegentritt einen Schuh voll

Wasser herausgenommen. Der Sauneger habe in der Waschküche alle Hahnen aufgetan gehabt, und alle Keller und Gänge seien fast einen halben Meter unter Wasser gewesen, und der schwarze Tüüfel sei in einem Zuber durch die Kellergänge gegondelt und habe ihn nur ausgegrinst. Vor Täubi sei er hinzu und habe den Zuber einfach umgeleert, und der cheibe Neger sei ins Wasser gheit und habe ein Mordiogeschrei angefangen. Dann habe er zur Frou Burckhardt müssen, und sie habe ihm neuerdings eingeschärft, er dürfe den Casimirli nicht anrühren. Er habe so eine Wut auf den schwarzen Donner gha, nid zum säge, aber der habe auch ihn gehasst und fast mit den Zähnen gefletscht, wenn sie aneinander vorbei seien. Dann seien die zwei Hauptstreiche arriviert, und das habe dann sogar bei der Frou Burckhardt dem Fass den Boden ausgeschlagen.

Sie habe eine grosse liladig gehabt, und er habe am Tisch servieren müssen. Vis – ä - vis von der Frou Burckhardt sei der Herr Konsul Sarasin gesessen und neben ihm der Casimir. Er habe grad eine grosse Platte Rindsbraten mit viel Sauce serviert und dem Herrn Konsul schön von links hingehalten und dabei ganz unabsichtlich ein wenig den Casimir mit seinem Schwalbenfrack gestreift. Da habe ihm der schwarze Saucheib mit seiner dreizinkigen Gabel mit aller Gewalt ins Füdle gstoche, dass er grad die ganze Platte habe gheien lassen, der Braten und die Sauce seien über das weisse Tischtuch und das meiste dem Herrn Konsul über das weisse Gilet und die Hosen, zum Ueberfluss sei noch die Weinflasche umgheit und grad der Frau Vischer mit Vogelegg ein toller Gutsch in den Ausschnitt, und es habe ein allseitiges Hallo gegeben, und vor Freude habe der Neger grediuse gmögget. Am liebsten hätte er ihm den Hals umgedreht. Nun habe auch d Frou Burckhardt genug gehabt und befohlen, der Casimir müsse sofort ins Bett und dürfe am Nachmittag bei der Ausfahrt nicht mitkommen. Er und ds Stubenmeitli hätten dann den Neger hinauspediert und die Treppe hinauf, und dort oben habe er ihn dann an seinen Chruselhaaren gestrubelt und ihm einen Chlapf gegeben, dass der vor Wut fast irrsinnig geworden sig und ihn in die Hand gebissen habe. Drunten hätten sie dann alles aufputzen müssen und den Konsul und d Frou Vischer mit lauem Wasser abpützerlen und dann weiter servieren, kaltes Fleisch statt Braten.

Am Nachmittag sei die ganze Gesellschaft mit drei Equipagen in den Schwarzwald, damals habe es noch keine Pässe gebraucht, er voran mit der Frau Burckhardt und Herrn und Frau Konsul Sarasin im Fond, dann die Merians in ihrer Kalesche und zuletzt der Gutschner von Wettsteins. Am Abend bei der Rückkunft habe man sich grad beim Stadteingang verabschiedet, und die beiden andern Kutschen seien mit den Gästen nach Hause gefahren und er mit der Frau Burckhardt auch. Da hätten sie nun eine schöne Bescherung angetroffen, ds Stubenmeitschi sei beim Toreingang gestanden und habe ghüület, und d Köchi sei ganz bleich gsi und habe vor Aufregung nur immer die Hände zusammengeschlagen. Der Neger sei verrückt geworden, er habe ein grosses

Fleischmesser und mit dem Kuchibesen den Kronleuchter und die Lampen heruntergeschlagen und sie beide erstechen wollen. Er sei vom Bock mit einem Satz herab, habe die Pferde angebunden und sei der Frau Burckhardt voran ins Vestibül. Die sonst so zahmen Katzen seien wie wild im Zeug herumgefahren, an den Vorhängen hinauf und hinab und hätten gefaucht und gekratzt. Jede habe eine oder zwei Wäscheklammern am Schwanz gehabt, die Hunde hätten die Zunge herausgehängt und geschwitzt vor Angst, der Sauneger habe ihnen allen dreien die Schwänze zusammengebunden gehabt, der Papageienkäfig sei am Boden gelegen und der Papagei ganz zerzuuset auf einer Vorhangstange z oberscht an der Diele ghocket und habe aufgereggt immer gschnäderet: «Gueten Obig mitenand, guten Obig, gueten Obig mitenand, gueten Obig!» Er habe auch sagen können guten Obig. Zuerst habe er den Neger einfangen müssen und ihm das grosse Kuchmesser wegnehmen und den Besenstiel, dann alle Katzen einfangen und ihnen die Waschklämmerli von den Schwänzen nehmen, die hätten ihn schön gekrauet, dann habe er den Papagei einfangen sollen, da sei ihm der Donner durch ein zerbrochenes Fenster in den Garten use auf eine grosse Platane. Nun habe er die Hunde losgebunden und den Neger auf Befehl der Frau Burckhardt in den Keller gesperrt. Mit der Leitere sei er dann dem Papagei nach, aber jedesmal, wenn er oben gewesen sig, habe der aufgereggt geflatteret und geschrien: «Gueten Obig mitenand» und sei auf einen andern Baum. Er habe der Frau Burckhardt gesagt, den erwische er nicht, der komme dann am Morgen schon, man müsse ihm nur den Käfig auf die Fenstersimse stellen. Item, er, das Stubenmeitli und die Köchi hätten fast die ganze Nacht zu tun gehabt, um alles wieder in Ordnung zu bringen, und erst am andern Tag hätten sie gemerkt, dass der cheibe Neger auch noch die Volière im Garten aufgebrochen habe, und fast alle Kanari und andern Exoten seien im Dalbenquartier herumgeflattert. Nun sei aber der Zapfen ab gsi. Der Casimir sei in ein strenges Erziehungsheim in Kleinbasel spediert worden, und sie hätten alle wieder aufgeatmet, als wieder die altgewohnte Ruhe eingezogen sei in der Dalben.

## Dr Natürlichalso

Um die Jahrhundertwende sei er Buchhalter bei einem sogenannten Handels- und Rechtsagenten in Züri gewesen. Damals sei Züri noch fast eine Provinzstadt gsi, jedenfalls gegen hütt. Die Bahnhofstrasse sei noch nicht die zentrale Verkehrsader gewesen, sondern der Limmatquai, und abends sei dort der Corso der Jungen und alten Zürcher und Zürcherinnen gewesen, und jetzt habe es ja den Anschein, als ob es wieder so komme. In der Stüssihofstatt habe sein Patron sein Büro gehabt, damals sei das noch eine billige Bude gsi, und nur eine alte Bürojumper habe neben ihm geschaffet, erst später sei dann sein Patron ein gerissener Spekulant und Güterschlächter geworden und schliesslich als steinreicher Mann ab der Welt. Wenn er zurückdenke, wie man damals vom Stadelhofen weg schon nach fünfhundert Schritt auf das Land hinausgekommen sei und auf der andern Seite Wollishofen noch ein richtiges Dorf gsi sig und wie billig man dannzumalen dem See entlang habe die Heimetli kaufen können, ja, da hätte man sein Vermögeli machen können mit einem kleinen Anfangskapitäl. Die Seebuuren habe die Spekulationswut erst später überfallen, übrigens sei ihnen das gar nicht gut bekommen, wie man fast in jedem einzelnen Falle nachweisen könne. Da habe einer geglaubt, was er für ein Riesengeld für sein Heimet bekommen habe, so hunderttausend Fränkli oder mehr. Ja, dannzumalen sei das ein Haufen Geld gewesen, als die Milch noch 12 Rappen der Liter gegolten habe, aber heute sei dieses Geld längst verfliegen, und die Söhne und Großsöhne jener verkaufsfreudigen Seebuuren seien jetzt Fabrikarbeiter und hätten kein Heimetli mehr am schönen Zürisee. Ja, ja, alles habe eben seine zwei Seiten, vorab das verfluchte Gäld.

Item, sein Patron habe schon damals mit allem gehändelet und kommissioniert und in seinem Büro mehr Umtrieb gehabt als mancher Advokat, allerdings manchmal auch viel Gescheer und weneli Wulle. Die Jumper habe alle Briefe noch von Hand geschrieben, und er habe sie auf der Presse in ein Buch kopieren müssen und hinten das nummerierte Register nachführen. Sein Patron sei in kaufmännischen Dingen ein Autodidakt gewesen, ohne jede zünftige Vorbildung, und wenn er der Jumper Briefe diktiert habe, so sei das holperig gegangen, und meistens habe er mitten in seinen geschraubten Sätzen den Faden verloren und dann ganz anders wieder von vorn angefangen. Vor jedem Satz habe er auch in gewöhnlicher Rede «Natürlich also» gesagt und am Schlusse meistens «sälbstbegriiflig», so habe er in Züri den Uebernamen gehabt «dr Natürlichalso». Als er auch ihm einmal einen Brief diktierte, habe er diese Zwischenmonologe auch aufgenommen und überhaupt den ganzen Wortsalat, und dann habe ihm der Alte grad einen Chlapf gegeben, er wolle ihn lehren, sich über ihn lustig machen. Natürlich habe er als doppelter Buchhalter diesen Chlapf nicht angenommen und gleich kündet. Aber der Alte habe ihm diese Kündigung ausgeredet,

er solle das natürlich also nicht so übelnehmen, man dürfe nicht so empfindlich sein, selbstbegrifflich sei der Chlapf nicht so böse gemeint, er möge es einfach nicht verübeln, wenn er meine, dass man sich über ihn lustig mache, und sie kämen ja sonst gut miteinander aus. So sei er trotz dem Chlapf wieder geblieben, und er müsse sagen, eine interessante Bude sei das gewesen, besonders als dann der Natürlichalso seinen verschiedenen Branchen noch eine Heiratsvermittlung angeschlossen habe. Natürlichalso, habe er gesagt, sei immer das Wichtigste, gleich einen Vorschuss zu verlangen, der Vorschuss sei die Hauptsache, selbstbegrifflich, die Sache möge dann herauskommen, wie sie wolle, wenigstens den Vorschuss habe man dann sicher. Er habe als Buchhalter auch die Kartei von den Heiratsvermittlungen führen müssen, und bald habe man so ziemlich alle Kategorien menschlicher Existenzen in dieser Kartei zusammengehabt, bei den weiblichen Kandidatinnen vom älteren Dienstmeitli mit etwas Erspartem bis zur besseren Haustochter Anfang der Vierzigerjahre mit Anwartschaft, von der unschuldig geschiedenen Frau mit oder ohne Anhang bis zur möblierten Witwe mit oder ohne Vermögen. Bei den Männern habe man nur Beruf, Alter und eventuelles Vermögen vermerkt, alles andere sei überflüssig, habe der Alte gesagt, wenn man natürlich also zuviel nachfrage, komme nur Nachteiliges heraus, und das sei geschäftlich nicht interessant, selbstbegrifflich. Kostlich sei es jeweils gewesen, wenn der Natürlichalso im Nebenzimmer etwa mit einem Bauernknechtli verhandelt habe, das ein Heimetli habe erwerblich wollen, oder mit einer älteren Chöchi mit Erspartem, die über die Tüfels Gewalt einfach noch einen haben wollen, und wie er ihnen jeweils seine Gegenkandidaten angepriesen habe und ihnen zugeredet: ja, was er denn natürlich also meine, das Heimetli sei dank schön gelegen und dann noch zwei Jurten Wald und eigenes Wasser, das spiele dank dann keine Rolle, wenn sie zehn Jährli älter sei als er, im Gegenteil, das erachte er als besonders günstig, selbstbegrifflich. Und dem Chöcheli habe er erklärt, dass man natürlich also mit paar tausend Fränkli Erspartem keinen Doktor haben könne und so ein Witlig mit vier Gofen auch nicht zu verachten sei, das seien schon gesetztere Mannen und würden nicht mehr so leicht umhüßig, und wegen dem vielen Stellenwechseln habe das nichts zu bedeuten, das zeige eben gerade, dass er gewirrig sei und immer nach etwas Besserem trachte, selbstbegrifflich.

Wenn der Natürlichalso uswärts gewesen sei, dann habe er ihm etwa übertragen, mit den Heiratskandidaten zu verhandeln, und zuletzt habe er da so eine Routine bekommen, dass er immer grad jeder und jedem habe sagen können, der und die würden nicht schlecht zu ihnen passen, und er und der Alte hätten mehr Pärli zusammenbriddelt als ein halb Dutzend durchschnittliche Ziviliger. Bei den gewöhnlichen Kandidaten habe man ihnen gegen Vorschussleistung einfach eine Adresse oder zwei gegeben und dann den Heiratslustigen das Weitere überlassen. Bei den Mehbessern aber habe der Natürlichalso

sein besonderes System gehabt. Er sei mit zwei Bedli in Geschäftsverbindung gestanden, mit dem Salbeneibedli und mit dem Rohriwaldpintli. Dorthin habe er dann einfach unauffällige Rendezvous vermittelt, und die Wirtsleute seien jeweils auch im Bild gewesen. Nun hätten sie tatsächlich einmal einen Goldfisch im Netz gehabt, aber da sei ihm grad ein Saublöder passiert, und wegen dem habe er sich mit dem Natürlichalso verkracht, und dieser habe ihm kündigt. Da habe sich eine Witwe ohne Anhang, mit eigenem Haus und Laden und ziemlichem Chümi gemeldet, eine so recht im knusperigen Alter, so zwischen vierzig und fünfzig, aber dem Aussehen nach hätte man ihr kaum über vierzig gegeben. Für die habe der Natürlichalso einen ältern ledigen Schulmeister auf Lager gehabt, und da er grad auswärts habe müssen, ihm befohlen, die beiden auf nächsten Samstag ins Salbeneibedli aufzubieten. An jenem Tag habe er auf dem Büro ein verrücktes Gstürm gehabt, er sei gar nicht dazugekommen, die schriftlichen Arbeiten zu erledigen, so habe er alles noch rasch nach dem Fiirabig zusammenschlagen müssen. Und da habe er nun die Witwe ohne Anhang ins Salbeneibedli beschickt und den Schulmeister ins Rohriwaldpintli. Beide hätten so natürlich vergeblich aufeinander gewartet und am andern Tag abgeschrieben. Weil es Mehbessere gewesen seien, habe er ihnen nicht einmal einen Vorschuss verlangt gehabt, und der Natürlichalso habe getan wie eine Katze am Draht, die beschte Partie vom ganzen Jahr habe er ihm vercheibet, er könne dann auf den Letzten grad gehen, für den Schaden mache er ihn verantwortlich. Es sei dann zwar noch glimpflich abgelaufen, trotzdem verfolge ihn oft gerade diese alte Geschichte noch wie ein Alpdruck. Er sei dem Föhn unterworfen, und dann habe er immer so Angstträume, jedesmal von seiner Heiratsvermittlereiziit. Im Traum schicke er dann jedesmal die möblierte Witwe mit Vermögen ohne Anhang im Verschuss mit dem heimetlihungrigen Melker von Setzligen ins Salbeneibädli und den Schulmeister von Muckligen ohne Pension mit der Pfarrhuuschöchi von Batzligen mit Erspartem ins Rohriwaldpintli, statt umkehrt, und dann gebe es einen Heidenkrach, und der Melker drohe unten am Bettladen, und die möblierte Witwe krieche über das Dachbett wie eine schwarze Spinnele und schaue ihn mit ihren stechigen Augen an, dass es ihm den Angstschweiss ausjage, und dann sei über allem der Natürlichalso wie ein Riese und künde ihm, und dann erwache er gottlob. Ja, ja, gegen so dumme Träume könne man einfach nichts machen, wenn man dem cheibe Föhn unterworfen sig.

## Ds Buume Rösi

(Hans Schwarz, aus: „Lasst hören aus alter Zeit“, 1952 Unionsdruckerei Bern)

Wir haben in Helvetien viele romantische, kleine Garnisonstädtchen, offiziell heissen sie Waffenplätze, der Ausdruck «Garnison» ist bei uns verpönt und eigentliche Garnisöner waren nur die ständigen Instruktoeren und Hilfsinstruktoren. Vor dem Ersten Weltkrieg hatten wir bei diesem ehrenwerten Korps sonderbare Verhältnisse, wie sie heute nicht mehr denkbar wären. Es gab hiesige Offiziere, die zugleich österreichische oder deutsche Offiziere waren, Berner und Neuenburger Patrizier bei den Garderegimentern Wilhelms des Zweiten, Bündner Aristokraten bei den Husaren des Franzel von Oesterreich - nicht etwa nur als Abkommandierte, sondern als Offiziere der dortigen stehenden Heere - sie machten draussen ihren ewigen Dienst und nahmen Urlaub, um bei uns ihre Wiederholiger und Kaderkurse zu leisten. Aber das waren nicht die einzigen Liaisons zwischen unserer Miliz und den kaiserlichen Armeen - wir hatten hier auch, besonders bei der Artillerie und beim Train, regelrechte deutsche Hilfsinstruktoren, Feldwebel und «Oberfeuerwerker». Dagegen wurden auch unsere helvetischen Hilfsinstruktoren zu deutschen Regimentern abkommandiert, um sich dort schleifen zu lassen und dann uns hier zu schleifen. Diese Adjutantunteroffiziere waren in der Feldarmee Oberleutnants und Hauptleute und kommandierten in den Wiederholungskursen Truppeneinheiten, nur im Instruktiondienst trugen sie wieder die goldenen Unteroffiziersschnüre. Eine Truppe für sich war der Train - heute ein Musterkorps, damals gleichsam der Abfallkübel der berittenen Waffen, der Kavallerie, der Artillerie und des Genies. Was dannzumal dort wegen Arterienverkalkung, Zipperlein, Suff oder Weibergeschichten an Instruktoren und Hilfsinstruktoren abgehalfert wurde, kam zum Train.

Dies alles nur als Einleitung und gleichsam als Bühnenkulisse zu der kleinen Geschichte, über die wir übrigens wiederum einen leichten Nebelschleier ziehen müssen, und von der wir auch den Ort der Handlung, eben jenes kleine Waffenplatz-Städtli, nicht nennen wollen, die ältern Dätel werden es schon erraten können.

In besagtem Städtli, an der Hauptgasse, gab es einen ehrbaren Bäckermeister, und der hatte ein allereinziges Töchterlein, das schönste Meitschi zäntume, ganze Rekrutenjahrgänge vernarreten sich in das hübsche Chrottli, wenn es hinter dem Ladentisch stand und Weggli für einen Feufer und riesige Kuchenbitze für 10 Rappen verkaufte und für jeden der jungen Dätel ein gar liebliches Lächeln hatte. Der Bäckermeister hiess Baumann und sein Töchterlein Röseli, und allgemein hiess es im Städtli und weit darüber hinaus einfach ds Buume-Rösi.



Schulkommandant und Höchster im Stedtli war ein alter Kavallerieoberst, ein Bullenbeisser, noch aus der Zeit des Siebzigerkrieges herstammend. Die Dätel nannten ihn nur «dr alt Kopper», weil er dank der damals noch mangelhaften Prothesentechnik ein nicht gerade gutsitzendes Biiss hatte, das der schütterere Schnauz nicht ganz zu decken vermochte, weshalb er immer mit den Zähnen bleckte beim Kommandieren. Oberst Kopper - lassen wir ihm seinen Uebernamen gleich als Namen - war zum Train gekommen, weil er einst im Suff in den Manövern mit seinen drei Schwadronen statt einer feindlichen Batteriestellung den versammelten Generalstab samt den Schiedsrichtern über den Haufen ritt, wobei ein als Manövergast anwesender dicker Regierungsrat und kantonaler Kriegsminister so in Trab kam, dass er sich einen Herzklappenfehler zuzog. Die Versetzung zum Train ging dem Oberst Kopper so zu Herzen, dass er das Saufen von einem Tage auf den andern einstellte und Temperenzler wurde. Das gleiche hätte man von seinem Instruktionsstab im Stedtli nicht melden können. Seine rechte Hand hier beim Train war ein älterer Artillerie-Major aus altem Patriziergeschlecht, wir müssen ihm begreiflicherweise einen andern Namen geben und wählen einen längst ausgestorbenen, nennen wir ihn also Herrn von Strättligen. Der dritte Instruktionsoffizier war der Oberleutnant Güngerich, ein verbummelter Student. Jeden Nachmittag begann er damit, seinen Kater vom vorigen Abend in einen neuen Rausch einzubauen, was ihm mit Hilfe einiger Flaschen Yvorner jeweils gelang. Er trank nur Yvorner und hiess auch im ganzen Stedtli und bei den Däteln nur «dr Yvorner». Hilfsinstruktor war ein Adjutant Haferding, ein deutscher Feldwebel, er soff unheimliche Mengen Braunbier und hatte einen entsprechenden Ranzen, so dass er stets darauf halten musste, ein besonders kräftiges Regiepferd zugeteilt zu bekommen. Den Major von Strättligen sprach er nie mit seinem Grad an, sondern «Herr Baron», obgleich bei uns in Helvetien alle Adelstitel schon mehr als hundert Jahre abgeschafft waren. Damit hätten wir das vierblättrige Kleeblatt des damaligen Trainstabes des kleinen Stedtli vorgestellt.

Die Dätel hatten Ausgang bis neun Uhr, die Unteroffiziere bis zehn Uhr. Offiziellen Ladenschluss gab es nicht, so konnte das Buume-Rösi bis in alle Nacht Weggli und Kuchen verkaufen. Oft drückten ihm die Rekruten fast den Ladentisch ein, und die letzten begannen, fünf Minuten vor dem Pfiff, ihren Dauerlauf zur Kaserne und stopften sich im Rennen die letzten Kuchenbitze ins Maul. Wenn dann da Buume-Rösi Fiirabe machen und den Sperrladen einhängen wollte, tauchte der Oberleutnant Güngerich auf. Alle Abende zwischen zehn und elf Uhr schwor er dem Rösi Stein und Bein, kein einziges Glas Yvorner mehr zu saufen, wenn es ihn nähmte. Aber das Rösi lachte ihn nur aus und versicherte, es denke noch lange nicht ans Hürate und dann mit einem Instruktor ersch z'letscht und mit einem Träng-Instruktor schon gar nicht, überhaupt sei es dänk auch für ihn besser, er bleibe ledig. Trotz diesem Abchabis blieb es beim Güngerich stehen unter der Ladentüre und liess sich

den Hof machen, bis plötzlich im zweiten Stock der Felladen aufging und der alte Buume oben-aben rief: «So, Rösi, mach Fiirabe enangere nah.» Nun huschte da Rösi hinein und holte den Türverschlussladen, und der Yvorner half ihm beim Einhängen und bettelte dann noch um ein Müntschi durch den Türspalt, aber das Rösi winkte nur noch mit dem Patschhändchen einmal hinaus und liess ihn knapp zu einem Handkuss. Dann klappte der Laden zu, und der Yvorner stiefelte über die Gasse zum zweitletzten Glas. Oben schimpfte der alte Buume mit dem Rösi, er tole einfach das Gschleipf mit dem cheibe Güngerich nicht mehr, das heig doch kei Zukunft. Er werde dem dann am Morgen d Poschtornig abeläse. Aber der Güngerich war zugleich Waffenplatzquartiermeister und bestellte alles Brot für die Kaserne beim alten Buume, und aus däm Poschtornigwölleabeläse wurde über Nacht und Bsinne nüt. Wenn der Güngerich am Morgen vorbeikam, um in der Beiz vis-à-vis seinen Frühschoppen zu genehmigen, grüsste der alte Buume gar freundlich unter seiner Ladentür. So ging dieses Idyll weiter bis zum grossen Urlaub. Es war Samstag, die Rekruten waren nach Hause, im Stedtli war es wie ausgestorben, und unter der Ladentür hielt das Buume-Rösi Maulaffen feil. Der dicke Haferding ging vorüber, er hatte sein Zimmer zwei Häuser nebenan gegen den Hof hinaus. Er war in Zivil und hatte einen Gamsbart auf dem Hut, den er sehr höflich lüftete: «Hob die Ehre, Fräulein Baumann, wünsche angenehme Ruhe.» «Aebefaus, Herr Haberding, äbefaus», lachte ds Rösi, und der Haferding schwenkte nochmals fröhlich seinen Gamsbart, bevor er in der nächsten Haustüre verschwand. Ds Rösi dachte, es sei doch nichts mehr mit Weggliverkaufen und schloss den Laden schon um acht Uhr, und so fand der Güngerich die Tür verschlossen, als er zwischen zwei Flaschen Yvorner seinen allabendlichen Schwatz mit seinem Schwarm halten wollte. Ausnahmsweise war er auch in Zivil, und wohl deshalb kam ihm die Idee, es bei der schönen Bäckermeisterstochter einmal mit dem Fänsterlen zu probieren. Hinter dem Haus im Hof hatte der alte Buume seine Holzbeige, die drei Hausfronten breit war und alte Spalierbäume kletterten an der Mauer hinauf, zum Fänsterlen waren also alle Voraussetzungen geradezu ideal. Die einzige Schwierigkeit für den Güngerich war die, in seinem leicht alkoholisierten Zustand an der langen Hinterfront das richtige Fenster herauszufinden. Er stellte im Mondschein seine ballistischen Berechnungen an und zählte die Fenster von links und von rechts mehrmals ab und kletterte dann entschlossen auf die Holzbeige und dem Spalier nach hinauf bis zum zweiten Stock. Als er die Nase über dem Fensterbrett hatte, begann er zu parlamentieren: «Röseli, Himugüegeli, Härzchäferli, wo bisch?» Leider hatte er die falsche Fensterbank erwischt, zwei Häuser weiter rechts, und drinnen fuhr der Haferding aus dem ersten Schlummer und zämefüsslige aus dem Bett. Als er die Gestalt am Fensterbrett erblickte, ergriff er einen Stuhl und gab damit dem unerwünschten Besucher am Fensterbrett einen Tätsch und schrie in die Stille der Nacht hinaus: «Diebe! Einbrescher! Polizei!» Der

Güngerich fiel wie ein Sack von den Spalierlattli hinunter auf die Schwartenbeige und war im Moment ganz sturm. Als er aber oben den Haferding nach der Polizei rufen hörte, kam er wieder zu sich und zischte hinauf: «Haut doch d Schnörre, du blöde Cheib!» Ringsum wurden die Fenster aufgestossen, und nächtliche Gestalten zeigten sich im Mondlicht, ds Buume-Rösi mit langem, aufgelöstem Haar, der alte Buume am Fenster nebenan wie ein Kaffeewärmer in seinem Nachthemli, und die ganze Nachbarschaft. Polizei erschien keine, dagegen kam von einer Nebengasse her der Major von Strättligen gestiefelt, und wie ihn oben der Haferding erblickte, begann er im Nachthemli zu salutieren und die blutten Füsse zusammenschlagen: «Herr Baron, melde gehorsamst, ik habe nadierlich nicht jewusst, dass der Herr Oberlaitnant ...», von der Schwartenbeige herab aber liess sich der Güngerich vernehmen, dä Söicheib habe ihm fast den Gring eingeschlagen, der müsse ihm auf den Rapport, schliesslig seien wir hier noch in der Schwyz..., der alte Buume aber knurrte, was das afange für eine Machenschaft seig, so ein Krach zmitts in der Nacht in seinem Hof. Der Major von Strättligen aber sagte kein Wort, er starrte wie fasziniert nach dem Fenster des Buume-Rösi hinauf, und sie erschien ihm wie eine Märchenprinzessin, und er schnitt allen Beschuldigungen und Entschuldigungen das Wort ab mit dem Befehl, die Herren möchten sich früh sieben Uhr bei ihm zum Rapport melden.

Dann hatte diese nächtliche Eskalade für das ganze Stedtli ungeahnte Folgen. Den andern Tag erschien der Major von Strättligen in Galauniform beim Bäckermeister Buume und bat offiziell um die Hand vom Rösi. Das ging alles so schnell wie im Märchen, das ganze Stedtli war perplex, denn das Buume-Rösi war nicht nur das schönste Meitschi weit und breit, sondern auch die beste Partie im Lande. Der alte Buume, der sich sonst für jeden unnützen Feufer wie ein Berserker wehrte, fühlte sich so geehrt, dass sein Rösi eine Frau von Strättligen werde, dass er dem Major am Hochzeitsmorgen bare hundert Tausendernoten auszahlte als Mitgift. So etwas war noch nie erhört worden. Der Herr von Strättligen konnte es brauchen, im Strättliger Herrenhaus wurden die fünfzigjährigen Spinnhupelen von der alten Familienequipage gewischt, die englischen Geschirre wurden aufpoliert, beim Rossjud wurden zwei spritzige junge Hannoveraner bestellt, und der Reitbursche erhielt eine Livree. Als die zwei Hannoveraner im Stedtli ankamen, machten sie gewaltiges Aufsehen, und dann musste der Haferding der jungen Frau von Strättligen Reitunterricht geben. Er tat das mit viel Eifer und viel Respekt: «Bitte Frau Baronin, den Zügel etwas aufstellen, ja, so ist's recht, gnädige Frau, ausgezeichnet, janz ausjezeichnet.» Und der Neid musste zugestehen, ds Buume-Rösi fand sich von einer Stunde auf die andere in ihre neue Rolle, und reiten konnte sie bald aus dem Effe. Nur der Güngerich erworgete fast vor Täubi, und für ihn war sie weder eine Frau Baronin noch eine Frau Major, sondern ganz einfach ds Buume-Rösi, und dass es ihn nicht genommen, das konnte er ihm einfach nicht verzeihen. Kam er einmal in

die Reitbahn, so hatte er an Rösi und ihrem Schimmel alles mögliche auszusetzen, obschon es ihn nichts anging, und nur, um den Haferding zu ärgern. «Rösi, muesch nid meine, chönnisch scho riite. Hocksch no uf dim Guggel wie ne Aff ufeme Dromedar.» Dann machte der Haferding einen schüchtern Protestversuch: «Möchte Herrn Oberlaintnant gehorsamst bitten, zu bedenken, dass ich hier ...» - «Ja, ja», unterbrach dann der Yvorner giftig, «scho rächt, Haferding, aber säge mues mer es, mit-em Komplimänt mache lehrt die nid riite», und damit stiefelte er zur Bahn hinaus. Ds Rösi aber strahlte vor Lachen und Freude über die eifersüchtige Täubi des Güngerich. Auf allen Ausmärschen und in den Manövern pfeilte die junge Frau von Strättligen den Kolonnen entlang auf ihrem rassigen Hannoveranerschimmel und ihr nach mit viel Mühe auf seinem Regieelefanten der dicke Haferding. Die Dätel waren ganz ds Gäggels ob der schlanken jungen Reiterin. Sie scheute kein Hindernis und keinen Steilhang, und wenn sie der Haferding beschwor: «Bitte nicht, Frau Baronin, ich muss jede Verantwortung ablehnen ...» dann sagte sie nur «pfiiffebäggu», und gab ihrem Halbblut den Zügel und war schon auf der andern Seite. Der Major liess ihr grosse Freiheit, es genügte ihm, eine schöne, junge, reiche Frau zu haben, und er lebte wohl an der Eifersucht des Güngerich, den er kraft seines alten Namens ausgestochen und an der völlig aussichtslosen Anhimmelung des dicken Haferding, dessen heimliche Vernarrtheit in sein Rösi ihn amüsierte, und manchmal glaubte er sogar zu bemerken, dass ihn der Oberst Kopper beneide, und wenn die Rekruten allesamt in die «Frau Major» verliebt waren wie junge Guggel, so freute ihn das mehr als alles andere. Das Buume-Rösi nahm an allen Rapporten und Besprechungen teil, und der alte Oberst Kopper behandelte es fast wie einen Offizier. Wenn es durch die Stallungen ging, nahmen die Stallwachen Stellung an mit dem Stallbesen und meldeten: «Frau Major, Stall Nummer soundso.» Das hatte ihnen der Haferding eingedrillt.

Der Ruf von der grossen Schönheit der Frau von Strättligen ging durch alle helvetischen Lande, und was an Offizieren, Soldaten und Rekruten ins Stedtli zu einer Schule oder zu einem Wiederholiger einrückte, war gespannt darauf, diese sagenhafte Amazone zu Gesicht zu bekommen. Mehrmals kam es wegen ihr beinahe zu richtigen Duellen. Der Major von Strättligen hatte an diesen Eifersüchteleien Dritter seine verkniffene Freude, der Oberst Kopper regte sich furchtbar auf und drohte mit schärfsten Strafsanktionen, denn er wollte in «seinem» Stedtli keine Duellgeschichten; der Haferding versuchte zu vermitteln; am unvernünftigsten benahm sich dabei stets der Yvorner, er hetzte die Rivalen durch seine Sticheleien auf und freute sich wie ein Provençale an einem Hahnenkampf.

Das Buume-Rösi wusste, was es seiner neuen Stellung als Frau von Strättligen schuldig war. Es vergab sich nichts, und wenn es auch seine strahlende Jugend genoss und die Zahl der Verehrer Legion war, es machte dem Namen derer von Strättligen keine Unehre. Noch

drei Jahre lang versuchte der Yvorer seine ihm älter scheinenden Rechte geltend zu machen, aber wenn sich das Rösi auch gerne den Hof machen liess, es spielte nur mit ihm wie mit allen andern. So liess er endlich ab, quittierte den Dienst und wanderte nach Amerika aus, und im Stedtli hat man nie wieder etwas von ihm gehört. Das Rösi wurde übrigens bald darauf Witwe, eine schöne und lustige Witwe, noch mit sechzig Jahren schien sie wie dreissig, und ungezählte Männerherzen haben sich an ihr entflammt. Bis ins hohe Alter war sie eine verwegene Reiterin. Der Haferding blieb ihr stiller Verehrer, bis er 1914 in den Krieg ziehen musste und irgendwo in Russland fiel. Seine letzte Karte an die «verehrte Frau Baronin» enthielt so etwas wie ein verspätetes Liebesgeständnis, und die Frau von Strättli hat sie wohl aufbewahrt. Der Oberst Kopper ist längst unter dem Boden, und die damaligen Rekruten, die das Buume-Rösi anstrahlten, wenn es Weggli verkaufte, und die ihm zujauchzten, wenn es auf seinem Schimmel als junge Frau Major die trabende Kolonne in rasantem Galopp überholte, sind samt und sonders längst Greise geworden und wohl fast alle zur ganz grossen Armee abmarschiert. Das Buume-Rösi lebt heute noch, es ist eine alte Dame von weit über neunzig Jahren, und nun könnt ihr ja leicht zurückrechnen, um welche längst entschwundene Zeit herum unsere Geschichte spielte. In jenem glücklicheren und ruhigen letzten Jahrhundert, da man noch geruhsam militärlen konnte und dabei kaum an den Krieg dachte, der dann im Jahre 1912 im Balkan begann und eigentlich nicht aufhörte bis auf diesen Tag, und der auch unser Leben in andere Bahnen wies.

## Ds Volière-Männlein

Immer noch bietet die Berner Altstadt vom Schwellenmätteli aus den imposanten Anblick einer wehrhaften, frühmittelalterlichen Stadtsiedlung, nur die viel zu hohen Miethäuser neuern Datums unterhalb der Plattform und des Stiftsgebäudes stören das pittoreske Bild. Noch heute steht fast genau unter der Kirchenfeldbrücke am grünen Wellenspiel der Aare ein einsames und gar nicht schönes Haus mit einem Blechdach, und dieses Blechdach verdankt das Haus uns Lausbuben von Anno dazumal. Das Haus nannte man in jenen unbeschwerten Zeiten d Volière, und es hatte bei allen braven Tanten einen gar verrufenen Ruf, obgleich - oder richtiger: weil es von lauter jungen, netten Damen bevölkert war, die da hinter immer geschlossenen grünen Jalousieladen ihrer schliesslich amtlich sanktionierten galanten Heimarbeit mit viel Charme oblagen.

Tagsüber schien die Volière wie ausgestorben, aber wenn z oberst am Münsterturn das letzte abendliche Leuchten erlosch und an der Matte unten die Gaslaternen eine um die andere aufflammten, dann konnte man sehen, wie sich da mit aufgestelltem Mantelkragen und tiefgesenktem Hutrand verschwiegene Gestalten der Aare entlang oder den Bundesrain hinabschlichen und es dann unten bei der Volière plötzlich sehr eilig hatten, im Hausgang zu verschwinden. Immer am Mittwoch, so beim Vernachten, tauchte von der Mattenenge her ein Drötschgeli auf und hielt mit seinen zwei Kerzenlaternli wie zwei Leuchtkäferli grad vor der Volière, dann fiel sofort der Lichtstrahl der zuvorkommend geöffneten Haustüre auf die Strasse, der Droschkenschlag wurde eilig auf- und zugeschmettert, und über den Lichtstrahl hüpfte ein kleines, älteres, sehr elegantes Männlein in die Volière. Dann war es wieder dunkel, und nur die zwei Laternli flackerten, und der Gutschner hüllte sich in seine Decken und tubakete eine Stunde oder auch mehr, bis wieder der Lichtstrahl auf die Strasse fiel, das Volière-Männlein darüberhüpfte - Schlag auf, Schlag zu, schon war es im Fond, und der Gutschner schnalzte mit der Zunge, und das Lüchtkäferli kroch eilig der Aare nach, dem Marzili zu. Gerne hätten wir Gymeler herausgebracht, wer dieses mehbbessere Männchen sei, das da jeden Mittwoch in die Volière flatterte, und wir beschlossen, das durch eine Stafette zu ergründen, alle fünfhundert Schritt sollte einer stehn bis zum Sandrain und dem Drötschgeli nachensirachen. Aber das Lüchtkäferli nahm jedesmal einen andern Weg, entweder gegen das Kirchenfeld, gegen den Sandrainstutz, gegen den Surchabis-Balsiger oder der französischen Gesandtschaft nach hinauf. Einmal rannte ihm der Glatz Friedel nach bis zum Schloss Holligen, dann mochte er nicht mehr, und das Lüchtkäferli verflimmerte gegen Weiermannshaus hinaus. Item, dieses verflümmerte Volière-Männlein schien es völlig unbewusst darauf abgesehen zu haben, uns am Narrenseil herumzuführen, wahrscheinlich hatte es aus andern Gründen ein Interesse, seine Volière-Spur zu verwischen. Wir aber

bekamen auf dieses unschuldige Männlein völlig unmotivierterweise eine Wut und beschlossen, ihm einen Streich zu spielen. Am nächsten Mittwoch füllten unserer acht oder zehn alle unsere Hosensäcke mit faustgrossen Aarechempen am Schweller unten und gingen angriffslüstern hinauf auf die Kirchenfeldbrücke. Tief unter uns lag die Volière und hüllte sich in das schützende Dunkel eines bissig-kalten Novemberabends, und wir lauerten. Damals war auf der Brücke noch nicht so ein Verkehr wie heute, das Kirchenfeld war noch ein kleines Quartierli, und alle zehn Minuten höchstens schlarpete einer über die Aare. Das Lüchtkäferli kam richtig durch die Mattenenge gekrochen, es hielt vor der Volière, der Lichtstrahl fiel heraus, das Männlein hüpfte darüber in die Haustüre, und der Gutschner begann seine Pfeife in Brand zu stecken, mit vieler Mühe, bei der Saubise. Wir warteten etwa eine Viertelstunde, bis wir dachten, dass jetzt das Volière-Männlein in seinem Schlag so richtig erwarmet sig. Dann begannen wir ein Bombardement auf das Ziegeldach der Volière, wie es noch nie erhört worden war im kampferprobten Mattenviertel unten. So Aaregrien aus 40 Meter obenabe, das hält kein Dachziegel aus, und es gab einen Heidenkrach, der Gaul am Drötschgeli ging mit dem flackernden Lüchtkäferli dem Marzili zu durch. Wir feigen Attentäter aber nahmen den Finkenstrich gegen den englischen Garten hinüber und aarenidsi und zerstoben ob dem Bärengraben nach Hause. Am nächsten Morgen gab es in allen Schulen hochnotpeinliche Untersuchungen, und der alte Steinemann hielt uns einen Vortrag, er hoffe zwar, es sei keiner von uns dabeigewesen, denn wenn auch das Zielobjekt dieses Lausbubenstreichs nicht besonders schutzwürdig sei, so sei er doch strafbar, und schliesslich hätte daraus gar ein Unglück entstehen können. Wir machten die unschuldigsten Lammgesichter, und der Glatz Friedel, der die grössten Chempen geworfen, hatte die Stirn zu der perfiden Bemerkung, da brauche man dänk nicht lange zu suchen, wer das gemacht habe, das seien niemand anders als die cheiben Mattegiele. Denn mit den Mattegiele führten wir einen Krieg auf Leben und Tod und zogen meistens den Kürzern, das waren gar ruuche Haglen. Item, es kam nie aus, wer die Volière zusammengetätscht hatte, aber schon am nächsten Tag begann ein Spengler mit seinen Gesellen auf ihr herumzukriechen und sie mit Blech einzudecken, wie man das heute noch sehen kann. Natürlich waren wir gespannt darauf, ob am nächsten Mittwoch das Lüchtkäferli mit dem Volière-Männlein wiederum aus der Mattenenge hervorkrieche. So bummelten wir anscheinend vollkommen uninteressiert und zufällig beim Einnachten der Kirchenfeldbrücke zu. Und da machten wir die Entdeckung, dass unser Volière-Männlein wahrscheinlich sehr gute Beziehungen obenaus haben müsse, denn oben an der Brücke stand ein Tschugger, der sonst nie da stand, und auf der Brücke, grad über der Volière, spazierte der Polizeiwachtmeister Brechtbühl mit seinem dicken Ranzen anscheinend zufällig auf und ab, und wir verdunzten uns gegen das Schwellenmätteli hinab. Von dort herüber sahen wir

richtig bald das Lüchtkäferli der Matte entlang schleichen und vor der Volière halten, aber sonst vermochten wir nichts Genaueres zu sehen, denn das Drötschgeli verdeckte uns gerade den Lichtstrahl, über den wahrscheinlich in gewohnter Weise, aber diesmal von oben herab geschützt durch die stadtbernische Hermandad, unser Volière-Männlein ins Nest schlüpfte. Der Gutschner aber war vorsichtig. Er stellte sein Drötschgeli etwa zwanzig Schritt aareaufwärts zum Warten, und dort leuchtete das Lüchtkäferli noch manchen Mittwochabend in altgewohnter Weise. Wir aber hatten einen gewissen Respekt vor dem kleinen Volière-Männlein, das unserm Attentat und einem allfälligen Skandal so tapfer zu trotzen wagte, und der Vorschlag des Glatz Friedels, ihm einmal Chnüttel in die Speichen des Drötschgelis zu schmeissen, wurde mit erdrückender Mehrheit abgelehnt.

Heute, da wir anscheinend viel bräver sind als in der guten, alten, braven Zeit, gibt es zu Bern keine Volière mehr, und rechtschaffene, gut bürgerliche Familien wohnen im Haus mit dem soliden Blechdach unter der Kirchenfeldbrücke, und kein Lüchtkäferli mehr leuchtet abends geheimnisvoll an den nächtlich-dunklen Fluten der Aare. Die Romantik jener Zeiten ist verrauscht, wie die Fluten der Aare verrauschten, aber die Fluten der Aare kommen immer wieder im nie versiegenden Strom, und die Romantik kommt nicht wieder, das ist der Unterschied. Unser Leben wird immer sachlicher, zweckgebundener und materialistischer, geordnet und schematisiert, und jedes Nebenausleben und Andersseinwollen wird zum Wagnis und gefährlichen Abenteuer. So blättern wir wohl gerne zurück, wenn wir unserm hastigen Tag eine besinnliche Stunde abringen können, um im Geiste auszuruhen im sanftern Rhythmus früherer Zeiten.



## Die beide Herre vo Steiger

Im vorigen Kapitel berichteten wir von der Volière, aber das war nicht die einzige altbernische Attraktion dort unten an der Aare. Nur dreihundert Schritt arenidsi und auch noch fast bolzgedi unter der Kirchenfeldbrücke ist noch heute das Frickbad; damals allerdings trug es einen nobleren Namen und hiess «Bain français», oder uf Bärndütsch: ds Frangseebad. Die Geschichte, die wir diesmal erzählen, haben wir nicht selber erlebt, denn sie reicht in Zeiten zurück, da wir den Guggel noch lange nicht krähen hörten. Der berühmte und berüchtigte Journalist aus Berns vorigem Jahrhundert, Wilhelm König, vulgo Dr. Bären, hat sie 1885 publiziert und schon damals geschrieben, sie habe sich «vor Zytte» ereignet. Wir schreiben sie nur etwas um.

Ds Bärn a der Junkeregass wohnten damals zwei Herren von Steiger. Der ältere war Ratscherr und sass in der Regierung. Damals hatten es die Ratscherrn zu Bärn noch gut. Sie bezahlten keine Steuern, weder vom Einkommen noch vom Vermögen, und so konnten sie styf zu ihrem Wärli luegen, brauchten das Vermögen nicht anzugreifen, im Gegenteil, schlugen Jahr für Jahr die Zinsen dazu, und der Ratscherr noch von seinem Traktamäntli, denn er war ein Gyzknäpper und Batzenklemmer dem Tüfel äben. Nicht so sein Cousin, der Herr Ratschreiber und Zunftseckelmeister. Er war zwanzig Jahre jünger, flott gewachsen und schön von Angesicht, und d'Frauzimmer waren alle z'Gäggels, denn er war der flotteste Tänzer und Charmeur, sang schmelzend zur Laute und war daneben der kühnste Reiter und Jäger zäntume. Er hatte ein ebenso grosses Vermögen geerbt wie der Ratscherr, aber er lebte flott und hatte es schon halb z'Bode, denn er wurde an alle Soireen eingeladen und musste natürlich Revangschen gä. Der Vetter Ratscherr mochte ihn nicht leiden, seit er ihm eine heiratslustige Nichte zuhalten wollte und der Ratschreiber ihm antworten liess: Und wenn ds Adeeli as guldigs Füdi hätt, so möchte är es gliich nid, e settige Laubfläcketschägg. Das guldig Füdi und der Laubfläcketschägg gingen dem Ratscherr iche, und wenn es irgendwie zu machen war, hielt er dem Ratschreiber einen Scheichen für.

Item. Dr Ratscherr isch all Wuche an einem Namittag ins Frangseebad abe, we d'Frou Ratscherr scho gwäfflet hett, er könne dank daheim baden. Weder die Herren von Bern liessen sich da nicht dreinreden. Sie wussten wohl, warum sie so gerne ins Frangseebad gingen, denn es wurde da nicht nur gebadet, sondern auch gewirtet und so, und der Badwirt hatte immer für alles vorgesorgt. Die schönsten Förndli im Fischtrog, feisse Enten, knusperige Guggeli, Krebse besser als im Schwellenmätteli änen, einen Weinkeller par excellence und dazu donnershübschi Badmeitli. Die Frauen von Bern waren natürlich gegen dieses «Saubedli», wie sie es nannten, aber sie waren damals noch gut hundert Jahre weiter vom Stimmrecht weg als hütt und hatten ausser Haus nichts zu bifählen. Die Badekammern

1-12 hatte damals ds Vreneli unter sich, ein Chrottechrottli zum Abiisse, und ein tifies dazu. Auf den Ratsherrn von Steiger war es nicht gut zu sprechen, nie ässe der ein Fischli, ein Guggeli oder ein Gottelettl im Bad, von einer Fläsche gar nicht zu reden, nie gebe er einen Chrüzer Trinkgäld, aber ihm viertelstundenlang den Rücken abtröchne, das müsse es, und dann nehme er noch den Rest vom Seifenbitz mit heim. Kam aber der Ratsschreiber von Steiger, potz tusig, wie gumpete ihm da ds Vreneli zwäg. Begryflig, der war immer gar lieb mit ihm und im Trinkgeldgeben grosszügig wie ein Grossfürst. So machte es ihm ds Bad bsunders suuber zwäg, und wenn er darin sass, fragte es: «Weit dihr as Fischli, Herr Seckumeischer?» - «Eh Vreneli, du Ganggel, gib du mir zersch as rächts Müntschi, soo ja, u jitz wott-i für azfah zwo schöni Forälle, aber guet am Anke, e chli Zibele dra und mit Nägeli gschpickti» - «Gärn, Herr Seckumeischer, u de Wysse oder Rote?» - «He für azfah, Schätzeli, bring a Fläsche Yvorner, weisch Mesong blangsch, d'Förndli schwümme am liebschte i däm. U de bringsch grad für di o nes Glas.» - «Gärn», lüüchtet ds Vreneli und chüschelt am Ratsschriiber ins Ohr: «Eue Vetter, dr Herr Ratsheer, badet de näbezueche im Zwölfi.» - «So, das freut mi, är wird's grüseli nötig ha», lachte der Herr Ratsschriiber. Damals waren die Badkabinen im Frangseebad nur durch Holzwändli abgetrennt und gar ringhörig, und als der alte Gyzchragen hörte, wie sich der Luftibus von Cousin mit dem Vreneli an Forellen und Yvorner kalatzte, brummte er vernehmlich: «Wo-wohl, dä hetts anschiinend und vürmahs, da wärde mir de öppe müesse zur Sach luege, süsch müesse mir de mit der Zunft zueche oder mit dr Familiechichte, oder mit beidem, mon Dieu!»

Dr Ratsschriiber hatte natürlich an dem Gebranz eine göttliche Freude und beschloss, zuzufahren: «So Vrone, die Förndli wäre nid schlächt gsi. Jütz bringsch mr as Guggeli, aber schön brun u guet i de Flügel, und as Salätli und zwo Fläsche Rote, bütschierte, vo däm wo letschs Mal.» Es komme ihm just in den Sinn, sein Vetter, der Ratsherr, habe nächstens Geburtstag und da wolle er grad zum voraus feiern, beim Cousin Ratsherr gebe es dann doch nichts Rares, so billigen Beaujolais und ein altes Suppenhuhn, dass man müsse den Rossmetzger kommen lassen, um es zu tranchieren. «Gärn, Herr Seckumeischer!» hets Vreneli glachet, ob es grad beide Flaschen auftun solle? He natürlich, antwortete der Ratsschreiber, selbstverstänglich tue man beide Flaschen uf und dann könne man immer noch zum Schluss eine Flasche Bordeaux nehmen, vom ganz alten. Der Ratsherr im Zwölfi konnte kaum mehr an sich halten, und so vernahm der Ratsschreiber mit Schmunzeln: «Dä Frässhung, dä Sybarit, dä Buveur. U ds Vreneli, dä Toggel, sött mi scho lang cho abtröchne - Vreni, allons, wo bisch?» Aber ds Vreneli hatte grad einen saftigen Flügel zwischen den Perlzähnen, und der Ratsschreiber winkte ihm ab: «Gang nume no nid, dä söll no chli schwadere für siner zwänzg Chrüzer. Hol jitz di Zittere und i singe de drzue!» So tönte bald neben dem Ratsherrn aus der Nebenkabine ein altes Liebeslied um das andere und das

Vreneli zupfte an den Saiten, und der Ratsschreiber im Wasser sang mit seiner schmelzenden Tenorstimme, und auch manches Spottliedlein. Gar mächtig liess er die Stimme anschwellen beim Liedli vom alten Reiter:

«Es war ein alter Reiter,  
der konnte nicht mehr gut,  
der konnte nicht mehr reiten,  
wie war ihm da zumut.»

«So, Vreneli-Schätzeli, jitz wei mr wieder eis trinke! Mach us und schänk i. Und de wär dank wieder a Ziilete Müntschi nache - Prost, Haselmüsli-Härzchäferli!» Ja, das sig doch ds Schönste, wenn me noch jung seig u gsung und ohne Gsüchti u Bräschte und de so as nätts Chrottemeitschi, wo man mit ihm anstossen könne. Da seig ds Läbe noch schön! Weder natürli, so alte Chnüderen, denen es in allen Scharnieren chräschle, die ihr Leben genossen und jetzt uff seigen, und denen alles nicht mehr patte, ds schönst Meitschi nit, dr bescht Wii nit und einfach nütme, die hätten immer an allem herumzubranzen, begreiflicherweise, aber das seig nur d Jalousie. Man müsse sich deren nicht viel achten. Die, welche am meisten über die heutige Jugend schimpften, seigen als jung die Uschafiligsten gewesen. Er könnte ihr da Sachen erzellen aus seiner nächsten Umgäbig, man würd's nit für möglich halten, ja, ja.

Nun schlug aber der Ratsherr in seiner Badwanne richtig Krach: «Vreni, chunnsch an- andere-nah oder i will dr. Wäge dir chumen-i no zschpät i d'Sitzig.» Aber er vernahm nur, wie der Ratsschreiber sagte: «So, Vreneli, mir müesse. Gib ds Badtuech. Lue, immer wenn's am schönschte isch, muess me drvo und d'Pflicht rüeft. Bi de Ratsherre chunnt das nit so druf a, öb si zschpät chöme, weder dr Ratsschriiber muess geng uf sim Poschte sii.» - «Ja, natürli, Herr Seckumeischer, gät afangs as Bei use, d'Ihr müesst Ech Zii la zum guet Abtröchne, dusse geit d'Biise.» Nebenan grochsete der Herr Ratsherr selbst aus dem Bad und tröchnete sich ab so gut es ging und setzte sich dann noch draussen im Gängli neben den Ofen und so hörte er wieder drin im Elfi den Ratsschreiber nach der Rechnung fragen. Und dann ds Vreneli: «Zwo Forne, Herr Seckumeischer, a Fläsche Yvorne, a Güggele und zwo Fläsche bütschierte Burgunder macht dank fuf Franke, Herr Seckumeischer, u driissg Chrüzer.» - «So, gut Vreneli, da hesch grad zwee Neuthaler, ds Usegäld isch de für i Hochziitsschtrumpf.» - «Eh, sövli viel, Herr Seckumeischer, das darf i fasch nit anäh» - «Du Babeli, muesch geng näh, wenn dr eine wott gäh, es git dere Gyzchnüdere gnue, wo nüt gäh.» Und so trafen sie grad im Gängli zusammen, die beide Herre Steiger, und der Ratsherr machte giftig: «So, so, mon cher Cousin, ich ha o badet et je me suis persuadé, d'Ihr heit

emel geng no e styfe Appetit. Zwo Forne, a Kapaun und drei Fläsche vom Bessere, üsereis vermöchti das nid, non, absolument pas. Aber Respäkt vor Euem guete Appetitt, oui, oui.» - «Que voulez-vous, Herr Vetter, a öppisem muess me schliesslig o noh Freud ha uf dr Wält. Mir arme Junggselle si da gar bös dra. Aber jiiiz müesst d'Ihr mi vüräxgüsiere, ich mues hantli ds Bowäxtürli uf i d'Sitzig. Au revoir, Herr Vetter!»

Als dann der Ratsherr an der Junkerngasse ankam, hatte er noch einen gehörigen Chlupf. Die Frau Ratsherrin stund oben an der Treppe und empfieng ihn: «Viens vite, mon cher, oder weisch öppe scho ce qui est arrivé?» - «Was tüüners isch, hett öppe ds Lisebeth wieder a Schiibe verheit?» - Mais non, mais non, wenn's nume das wär, je ne t'en parlerais pas!» - «Herr Jesses, was isch de?» - «Mon Dieu, mon Dieu, dänk, ton cousin, dr Seckelmeischer, het's vorere Viertelstund tödt, er heig en chemin a Schlag gha. Vor fuf Minute heige ne vier Manne heitreit.» - «So, so, päsee, das chunnt drvo! Ztod gfrässe het er sich. Ja nu - schick ds Lisebeth zum Gärtner Chrähebühl, er söll as Buggeh mache, a Chranz überchunnt er ja de vo dr Zunft. Jiiiz muess i aber pressiere und a d'Sitzig.»

Wo-n-er du ins Rathaus chunnt, wär gseht er da gsund und buschber - den Vetter Ratsschriiber. «He, mon Dieu, cousin, jiiiz han-i gmeint, d'Ihr siget gschorbe?» «Aebe nid, äbe nid, Herr Vetter, i chan Euch dä Gfalle no nid tue. I han Euch uf dä ergerlig Namittag im Frangseebedli nume welle as Freudeli mache.» - «Das isch doch über ds Bohnelied, eim so z'erchlüpfe.» - «Ho, es wird nid so bös gange sii, aber chömet, die Herre plange für mit dr Sitzig azfah!»

## Ds Napoleönl

Diesmal wollen wir einen alten Hotelgärtner und Portier von den wirklich goldenen Zeiten unserer Hotellerie erzählen lassen, die dann im August 1914 so jäh abgebrochen wurden und nie wiederkamen und wohl in hundert Jahren nicht wiederkommen werden, vielleicht gar nie mehr. Der aufgestaute Wohlstand eines nur sporadisch durch Lokalkriege unterbrochenen Jahrhunderts des Friedens, der Entdeckungen, der Erfindungen, des industriellen Aufschwunges, der Freiheit der Meere, des ungehemmten Welthandels, der Beherrschung der immensen und reichen Kolonien, liess auch einen reichen Goldstrom über unser Schweizerland fließen, und wenn wir uns heute wundern über leerstehende Riesenhotels in St. Moritz, in Ragaz, im Berner Oberland und überall und sie als fehlgeleitete Kapitalinvestitionen und die Hoteliers jener Zeit als unvorsichtige Spekulanten bewerten, so beweist dies nur, wie weit wir bereits jenen märchenhaften Zeiten des Ueberflusses entrückt sind und als Phantastereien empfinden, was dazumal greifbare Wirklichkeiten waren. Schliesslich sind nicht unsere tüchtigen Hoteliers schuld, wenn 1914 einige vertrottelte Politiker und Diplomaten die Welt in das grosse Chaos hineinschlitteln liessen. Item, geben wir unserm Gärtner das Wort:

Er sig im Gurtentäli aufgewachsen mit sieben Geschwistern. Der Vater habe ein Chüjergeschäft gehabt und die Milch nach Bern vertragen, und er als der Aelteste habe schon früh daranhin müssen. Sie hätten zwei Zweiräderkarren gehabt und zu jedem einen Bernhardinerhund. Mit dem «Bäri» sei er sommers- und winterszyt am Morgen um fünf Uhr gegen Liebiwyl und Herzwil hinauf, um bei den Buuren die Milch zu holen, sein Vater mit dem «Bläss» habe die Milch von Schlierenberg, vom Rosshimmel, Jennershaus und dem Spiegel zusammenramisiert. Damals sei der Milchhandel noch nicht organisiert gewesen, und die Milcheler hätten sich nicht nur gegenseitig die Kunden, sondern auch die Lieferanten und Bauern abgejagt. Ihre fünf- bis sechshundert Liter hätten sie im Mattenhof, in der Länggasse und in der ganzen Altstadt verhausiert, denn damals habe man natürlich das Rayonsystem noch nicht gekannt und er bsinne sich, dass er immer wegen eines einzigen Halbliters mit seinem Bäri vom zweitletzten Kunden beim Zeitglocken bis zum Nydegghöfli hinunter habe fahren müssen, und dann habe die alt Jumphere dort unten im vierten Stock hingeruse z'halb Ziit noch zum Läuferli aus Bscheid gä, hütt bruuche sie keine Milch. Ja, ja, heute, wo bald jeder Milchhändler eine Limousine habe und schön am Schermen die Tour abfahren könne, sei es nicht mehr das gleiche, wie mit dem Bäri bei biissiger Kälte oder Hudelwetter am Morgen am Feufi über die Höger bei Liebiwyl zu scheicheln, nidsi fast alles im Trab, dass ihn der Hund fast überschritten habe mit pressieren und er vor Kälte oft die Landeli in der Faust fast nicht gespürt habe. Item. Er sei dann gottesfroh gewesen, als ihm

1910 der Vater gesagt habe, er solle luegen für etwas anderes, der Chrigeli, der jüngste Bruder, sei jetzt nache. Sechzehn Jahre lang habe er seinem Vater bei der Schinderei geholfen gehabt, und es habe weneli und nüt usegluegt. Am liebsten wäre er nun Gärtner geworden, aber zu einer Lehre sei er schon zu alt gsi. So sei er als Gärtnerei-Handlanger gegangen. Aber das seien immer nur Aushilfsstellen gsi, und so sei er einisch Interlaken zu, um sich bei den Hotelgärtnern umzusehen. Ueberall habe man ihm abschlägigen Bescheid gegeben, nur der Obergärtner vom «Viktoria» habe ihm gesagt, momentan könne er ihn nicht brauchen, aber er solle sich auf der Direktion melden, sie seien in Verlegenheit, weil die Polizei die drei Abwaschbuben geschnappt habe wegen Nachtlärms. Das Hotel «Viktoria» und das Hotel «Jungfrau» hätten der gleichen Gesellschaft gehört und den gleichen Direktor gehabt, einen Deutschen. Der habe ihn gleich als Abwäscher eingestellt, bis die drei aus der Kiste zurückkämen. Damals habe das Personal des «Viktoria» allein aus 80 Personen bestanden, das des Hotels «Jungfrau» wohl ebensoviel. Im «Viktoria» sei eine doppelte Küchenbrigade gewesen, bestehend aus einem Chef und 12 Köchen und Patissiers. Er habe den ganzen Tag Geschirr abwaschen müssen und Pfannen putzen und Kochherde reinigen. Der Oberkoch sei ein dicker Franzose gewesen, ein böser Cheib u Brüeli, wenn er einen schlechten Laun gehabt habe, und das sei bei vieler Arbeit immer der Fall gewesen. Der Stallmeister habe jeweilen gesagt: «D Hochsesong hett agfange, dr Chef möögget!» Er sei froh gewesen, dass die Polizei am dritten Tag die Abwaschbuben wieder habe laufen lassen und er nun in die Gärtnerei gekommen seig. Das sei ein Betrieb gewesen. Anderthalb Jucherten Kopfsalat, eine Jucherte Spinet, zwei Gärtner nur für die Blumen usw. Der Direktor habe ihn besonders gut mögen, wahrscheinlich, weil ihm nie eine Arbeit zu viel gewesen sei, denn gegen das Milchvertragen sei ihm alles wie Sunntig erschienen. Er habe ihm die Tennisplätze übergeben. Da nun habe er sein goldenes Zeitalter erlebt. Das Wasser laufe ihm im Mund zusammen, wenn er daran zurückdenke. Damals sei ein Franken so viel gewesen wie heute ein Feufliber, aber wenn er am Abend nicht seine siebezig Franken Trinkgeld im Sack gehabt habe, so habe er schon für sich gemuggelt, so schnell gewöhne man sich an das Vielverdienen. Während der ganzen Saison sei eine junge, schöne Russin im «Viktoria» gewesen, eine Gräfin oder Baronin mit ihrer Zofe. Alle Tage sei sie zum Tennis erschienen und habe ihm jedesmal einen 10er Napoleon in die Hand gedrückt. Wenn es einmal einen ganzen Tag geregnet habe und sie nicht gekommen sei, dann habe sie die Zofe mit dem Napoleönlü hinuntergeschickt. Der sei er aber auch zwäg gsprungen und habe die Kappe schon von weitem geschlingget, wenn sie gekommen sei. Dann sei der amerikanische Petrolkönig im «Viktoria» gsi, der habe etwa sechs Zimmer gehabt und im Tag für dieses Appartement ohne Kost tausend Franken bezahlt. Der habe ihm jedesmal, wenn er an ihm vorbei seig im Garten, einen Franken in die Hand gedrückt. Potz, habe er

dem abgeluuset und sei ihm zwäggestanden und habe gemacht, dass er ihm all Tag ein paarmal über den Weg geloffen sig. Einen andern Grossmogul hätten sie den Kupferkönig geheissen. Ob er es wirklich gewesen, könne er heute nicht mehr sagen, aber auf jeden Fall sei der sauriich gsi. Dem habe er immer einen besondern Liegestuhl unter die grosse Linde so stellen müssen, dass er die Jungfrau grad vor sich gehabt habe. Der habe nie ein Wort zu ihm gesagt und nur mit dem rechten Zeigfinger an den Panamahut gereckt zum Gruss, aber jedesmal, wenn er dann aufgestanden und gegangen seig, habe er einen Feufliber auf dem Liegestuhl zurückgelassen. Am meisten habe er aber von einer jungen Frau Profässer aus Deutschland gehabt, der Tochter eines Ruhrindustriellen. Das sei ein rassiger Chrott gsi, allbott habe die den Tennisball über das Drahtgeflecht hinaus geschlagen. Dann sei er ihn suchen gegangen und habe ihn wieder hineingeworfen, und jedesmal habe sie mit ihrem Rakett einen Zweifränkler über das Gitter zurückgeschleudert. Einem englischen Lord habe er immer die Gutschen zum Ausfahren besorgen müssen, dann habe er von ihm und vom Leihkutschereibesitzer gute Trinkgelder bekommen. Am Ende der Saison habe der Lord immer eine vierspännige Kutsche gemietet und sei mit der in die Saison nach Nizza gefahren, nie mit der Bahn. Ja, damals sei in der Interlakner Hotellerie das Geld weniger rar gewesen als Gartengrien. Für eine einzige Nacht hätten sie für ein besseres Zimmer im «Viktoria» mit Aussicht auf die Jungfrau 200 Franken geheuschen, und wenn in der Hochsaisong am Abend der Concierge nicht habe 40 000 Franken abrechnen können, so habe er die Nase gerümpft; erst wenn er über 50000 Franken pro Tag eingenommen habe, habe er das akzeptabel gefunden.

Zwei Sesong hintereinander hätten sie auch einen steinreichen Franzosen aus Lyon gehabt, den Siidenchünig. Aber sie hätten ihm nur «ds Napoleönli» gesagt, weil er ein kleines, zwirbliches Männlein gewesen seig mit Spitzbockbart und mächtigem Schnauz wie Napoleon III., und weil er immer nur mit französischen Napoleons bezahlt habe, mit 20-Franken-Goldstücken also, um das der heutigen Generation anschaulicher zu machen und weil er das Usegäld immer nur bis auf einen Zehner-Napoleon zurückgenommen, alles übrige als Trinkgeld zurückgeschoben habe. Ds Napoleönli sei etwa fünfzig Jahre alt gewesen und habe eine wunderschöne junge Frau gehabt, etwas Exotisches, eine Halbkreolin oder so etwas. Die habe natürlich bei allem Mannenvolch Schriiss gehabt, nid zum säge, aber ds Napoleönli sei ihr ufsetzig gsi wie der Tüüfel, nie habe er ein eifersüchtigeres Mandli gesehen syner Läbtig. Er habe aber auch Grund gehabt. Die einzige Gelegenheit zum Abhauen sei für die junge Frau nach der Table d'hôte gewesen etwa bis um drei Uhr. Ds Napoleönli habe nämlich zum Mittagessen immer zwei Flaschen schweren Franzos getrunken und dann trotz seiner sonstigen Zwirblici so einen Pfuus bekommen, dass er meist schon am Tisch eingenickt seig. Sie sei dann hinausgerauscht in den Park,

und sofort sei einer hinter ihr her gewesen, entweder der erste Giiger vorn Orchester oder der Tennislehrer oder sonst ein Scharwenzler. Um drei Uhr sei dann ds Napoleönli wie aus der Büchse geschossen zur Veranda herausgekommen und habe gefaucht: «Où est-elle, où est-elle, la coureuse?» Bald habe er sich in das jeweilige Dreieck eingebaut gehabt, sei mit ihr und den Liebhabern unter einer Decke gesteckt, habe dem Napoleönli die falsche Richtung gewiesen und sei dann selbst hingere keibet und habe seinen Warnungspfeiff getan, dann habe er erst ds Napoleönli auf die richtige Spur gesetzt. Nach einer Viertelstunde sei dann ds Napoleönli völlig ausgesöhnt Arm in Arm mit ihr dem Kurorchester zu. Er habe eine besonders gute Trinkgeldquelle angezapft gehabt, das ganze Dreieck habe ihm den Obolus entrichtet, er, sie und der respektive Liebhaber.

Samstag, den 1. August 1914, als die Mobilmachung ausgetrommelt wurde, sei alles zerstoben, wie wenn ein Wirbelwind durch Interlaken gefahren wäre. Mehr als fünfzig Autos seien aus ihrer Garage ausgefahren auf Nimmerwiedersehn, für die damalige automobilarme Zeit eine riesige Zahl. Er erinnere sich noch, wie so ein Nabob aus den Kolonien ihm gejamert habe, er könne nicht heim, jetzt sei er schön in der Tinte, er habe nur noch 30'000 Franken, und das lange ihm nur für 14 Tage. Heute sei das alles wie ein vergessenes Märchen, ihm sei es syner Läbtig vorgekommen wie das verlorene Paradies.



## Wie nes albe isch gsi

Bern vor sechzig Jahren! Da wo heute dichtbebaute Wohn- und Geschäftsquartiere sich zusammendrängen, wogten damals herrliche Getreidefelder bis vor die alten Tore, und Wiesen und Weiden dehnten sich vom Hirschengraben bis zum romantischen Holligenschlössli und bis zur Besenscheuer beim heutigen Eigerplatz. Damals hatte Bern nicht nur sein farbiges und fröhliches Studentenleben, sondern auch seine Stadtoriginals, alte Kudermannli und Hutzelybli, die heute eine eifrige Sozialfürsorge schleunigst nach Kühlewil hinaufbugsieren würde. Von einigen dieser alten Stadt-Originals wollen wir diesmal einen achtzigjährigen Arbeiter erzählen lassen, der auf die letzten fünfzig Jahre gar nicht gut zu sprechen ist, hat man doch unnötig viel vom alten Bern verschwinden lassen.

Wo heute das «Bund»-Gebäude steht, war damals die riesige Inselscheune und daneben das Salzbüchli, ein altes Herrenstöckli. In der Inselscheune hatte der «Ghüder-Fahrni» seine zwanzig Rosse, aber dazu eine grosse Landwirtschaft mit zwei Dutzend Kühen. Die alte Mutter Fahrni war noch eine Bärner Bäuerin, wie sie Gotthelf beschrieb. Sie war der Chummer-z hülf der Tauner und Vaganten, der armen Bettelwybli und verwahrlosten Kinder, der Korber und der Zigeuner, die ihre Karren in Bern nirgend anders als bei der Mutter Fahrni abstellten. Weit herum berühmt waren damals ihre Sichleten; da küchelte Mutter Fahrni mit zwei Mägden tagelang, und die Armen schleipften die Kuchli körbliweise davon. Die Küchentüre war umlagert von früh bis spät. Nur einmal wurde es ihr zu bunt, als sie den ganzen Tag geküchelt und am Abend für die eigenen Leute noch nichts bereit war, da schloss sie die Küchentüre und gab auf Klopfen Bescheid, sie hätte keine Kuchli mehr, sie sollten z mondrisch wieder cho. Nur einer klopfte immer beharrlich, so oft sie rief, die Kuchli seien alle fort; er liess sich nicht abweisen und rief immer etwas, was die gute Mutter Fahrni nicht verstand, bis sie endlich hörte, er wolle keine Kuchli, er sei der Stadtpräsident Lindt und sollte sofort einen Einspänner haben, er müsse hantli ga Wabern.

Im Salzbüchli wohnte der Dr. Bären. Diesen Namen hatte er sich samt dem Dokortitel selbst zugelegt. Er hiess Wilhelm König, war Kanzlist im Justizdepartement und nebenberuflich Journalist, und zwar bald ein berühmter und gefürchteter. Er war der Freund und Helfer der Armen, der Schrecken der Patrizier, der Reichen, Grosskopfen und Arrivierten, denen er viele Streiche spielte. Wegen so einem dummen Streich verlor er seine Stelle im Bundeshaus. An einem schönen Samstag kam da ein ganzer Gemeinderat von einem oberaargauischen Dorf mit seinen Frauen nach Bärn und besichtigte das Bundeshaus. Zufällig liefen sie an den Spassvogel Dr. Bären heran, der da im Schwalbenfrack seiner Kanzlei zusteuerte. Sie fragten ihn, ob er ihnen das Bundeshaus zeigen könne, und er war gerne bereit und tat das mit viel Humor. Zum Schluss dankten ihm die oberaargauischen

Gemeindeväter sehr und frugen, wem sie diese nette Führung zu verdanken hätten, wer er sei. «Ho, dänk der Bundesrat Schenk», gab Bären lachend zurück, worauf sich die Oberaargauer gar sehr verkomplimentierten, und wenn sie das gewusst hätten, würden sie ihn nicht derangschiert haben. Aber der falsche Bundesrat Schenk erwiderte gar freundlich, für das seigen dänk d Bundesrät da, und es habe ihn gefreut, und wenn sie z mondrisch noch in Bern seien, so lade er sie grad alle zusammen mit ihren Frauen zum Mittagässen ein bei ihm im Böhle-Huus oben am Aargauerstalden. Am andern Mittag war der Bundesrat Schenk höchst erstaunt, als sieben gewichtige Mannen mit ihren Frauen anrückten und nach dem Herrn Bundesrat fragten, sie seien da zum Mittagessen eingeladen. Der Herr Bundesrat musste diesen unerwarteten Sunntigsbsuech abschüfelen und die Enttäuschung der Oberaargauer war gross, denn sie waren extra wegen diesem bundesrätlichen Mittagessen in Bern übernachtet und hatten Kösten gehabt. Natürlich war bald aus, wer wieder diesen Streich gespielt und leider verstand Bundesrat Schenk in diesem Falle keinen Spass oder es war mit andern Streichen des Herrn Kanzlisten jetzt Mues über, item, der Dr. Bären verlor seine Bundeshausstelle. Diese Bären-Streiche sind unzählbar. Einmal hatte er Chritz mit seinem Bäcker. So nagelte er das kleinste Weggli von diesem unter den Käfigturm-Durchgang und schrieb dazu in Blockschrift, so grosse Weggli mache der Wegglibeck von der Spittelgasse. Einer seiner reichen alten Tanten schickte er einmal den Sargmacher zum Massnehmen, worauf sie ihn enterbte.

Ein Stadtoriginal war der Dängeli-Stumm. Diesen Namen erhielt er, weil er stumm war und im Sommer den Bauern und Gärtnern die Sägessen dängelte. Im Winter bettelte er oder leistete Leuten mit Handkarren Beihilfe den Aargauer- oder Muristalden hinauf. Wegen dem Dängeli-Stumm kam Bundesrat Schenk im Juli 1895 ums Leben. Der Dängeli-Stumm passte alle Morgen dem Bundesrat ab, wenn er die Allee vom Aargauerstalden hinunterkam, um über die Nydeck und die Junkerngasse hinauf nach dem Bundeshaus-Ost aufs Büro zu geben. Der Bundesrat gab ihm jedesmal einen Zwanziger, das war damals ein ordentliches Bettelgeld. Als Anfang Juli der Dängeli-Stumm grad einem Karrenmann den Stutz hinauf stossen half, ging ihm Bundesrat Schenk mit dem Zwanziger bis Mitte der Strasse entgegen. In dem Momeint kamen an einem Wagen zwei durchgebrannte Bauernpferde den Aargauerstalden herab und überrannten den Bundesrat, der wenige Tage darauf an den Folgen dieses Unfalles starb.

Der Sagmehl-Bieri war ein anderer alter Gelegenheitsarbeiter und Bettler. Er trug den Patrizierfrauen und andern das Sagmehl zu für ihre Katzenkistlein und war immer mit einem Sack Sagmehl auf dem Buckel unterwegs. Er hatte einen ungeheuren Kropf, wie man vordern nie und seitdem nie wieder einen gesehen haben soll unter den alten Lauben.

An den Kohlen-Eidam erinnern wir uns noch. Die Sage ging, er sei ewiger Student gewesen und habe ein grosses Vermögen durchgebracht. Er trug langes, weisses Lockenhaar und fast seinen ganzen Trägerlohn brauchte er für Taubenfutter. Wenn er auf dem Bärenplatz erschien, dann flatterten zu Hunderten die Tauben nieder; sie setzten sich ihm auf Schultern und Kopf, und er streute sein Futter und sprach mit ihnen.

Bei der Französischen Kirche war damals der Mueshafen. In einem niedrigen Lokal mit einigen Bänken und Stühlein war ein riesiges Käskessi, in dem alle Tage Suppe gekocht wurde. Die Stadtberner konnten hier ihre Hammen und ihr Gräuktes sachgemäss kochen lassen, und alle Tage gab's wirklich besonders gutes Erbsmues, Reissuppe oder Händöpfelsuppe. Hier zogen sich die Armen zu und besonders auch die Vaganten und Bettler und auch alle Stadtoriginale. Von dieser vorzüglichen Suppe und einem Bitz Brot lebten sie. Der Liter Suppe wurde für zwei Rappen abgegeben.

Ein Stadtoriginal anderer Art war in den neunziger Jahren der Blumehach. Er war Junggeselle, wohlhabend, arbeitete nichts, sondern flanierte unter den Laubenbogen stadtauf, stadtab, geschneigelt angezogen und stets mit einer riesigen weissen Blume im Knopfloch. Allen schönen Frauen und Mädchen machte er en chemin Liebesanträge, oft vom Zytglogge bis zum Chlapperlaubli hinunter, zwanzig beim Hinuntergehen und ebenso viele stadtaufwärts. Da er jedesmal sehr massiv ins Zeug ging und wenigstens ein Müntschi wollte, erhielt er fast ebenso viele Kläpfe und wurde oft auch arg zerzaust. Dann ging er zu einem der Stadtbrunnen, nahm einen Taschenspiegel und Bürste aus dem Frack und bügelte sich wieder zwäg. Alle Monate zweimal musste er vor den Richter wegen seinen Zudringlichkeiten gegenüber Damen der Gesellschaft oder Fremden, hie und da sperrte man ihn ein, aber dann erschien er wenige Tage später wieder mit seiner weissen Blume im Knopfloch auf der Tour unter den Lauben.

Wiederum anderer Art, ein Cholder, war ein Notar Burkhardt. Wenn der jemand pfeifen hörte, so rannte er aus seinem Büro an der Marktgasse herunter und gab dem Pfeifer eine Ohrfeige. Oft liess er Klienten und Büro liegen und stehen und cheibete so einem pfeifenden Lehrbuben nach bis ins Rabbenthal hinunter oder bis gegen die Lorraine hinaus. Natürlich machten wir Schulgielen und sämtliche Ausläufer und Lehrbuben der Stadt ein Gaudi daraus, und sobald der kleine Notar auftauchte, begann man ein Liedlein zu pfeifen, und die Jagd ging los.

## Dällebach Kari und Konsorten

Diesmal, lieber Leser, wollen wir etwas näher an unsere Zeit heranrücken und noch etwas vom Dällebach Kari erzählen und andern unserer Zeitgenossen, die mit einem seufzenden Lächeln dieser Welt bereits Valet gesagt haben und uns vorus dem Jerichopintli zu sind und nun unsere Narreteien vom andern Ufer des Styx aus betrachten, mit Nachsicht und Verständnis wollen wir hoffen und mit Humor, denn manchmal will es uns scheinen, dass sie allen Humor mitgenommen hätten und uns dieser maschinendöhnenden und immer blöder werdenden Hastzeit ohne mildernde Fröhlichkeit überliessen. Vom Dällebach Karl wollen wir nicht die Kiste voll mehr oder weniger guter Witze ausleeren, die man in Bärn noch lange erzählen wird, sondern nur zwei lustige wahre Begebenheiten schildern, vielleicht können wir dann später noch einmal hingefür, denn viele Leser werden vom Dällebach mehr wissen als wir und werden uns Bricht geben. Item, der Dällebach war wegen seinem trockenen Humor stadtbekannt, ja weit über Bärn hinaus. Er hatte seine Coiffeurbude an der Neuengasse und eine Kundschaft aus allen Kreisen, vom Märithandlanger bis zum Regierigrat. Einer seiner Klienten war auch der ehemalige Pfarrherr und Gemeinderat Blaser, ein Riese von Gestalt, der bei den Laubenbogen der Grüneegg-Beiz an der Neuengasse ussen um musste, weil sie zu niedrig waren. Eines Tages hatte der Herr Gmeinrat keinen Guten, er war pressant für an eine Sitzung und musste noch rasieren, und so trat er mit seinem ganzen Gewicht in den Laden vom Kari herab, denn der lag einen Tritt tiefer als das Trottoir. Der Kari war auch lätz aufgestanden und hatte auch keinen Gueten und seifte den Gmeinrat ein, gründlich und langsam. Dann liess er ihn hocken und begann mit einem unter der Ladentür zu schnörren. Dem Gmeinrat riss der Geduldsfaden, und er drehte sich mit seinen drei Zentnern im Fauteuil um, dass dieser in allen Leimstellen ächzte und sagte etwas hässig: «Was isch, Dällebach? Weit d Ihr mi rasiere oder nid. I bi pressiert u süsch gangen-i zukünftig as Huus witer.» Da kam der Kari von der Türe zurück und machte wieder ein paar Pinselstriche und knurrte durch seine Hasenscharte: «Das isch mir grad glich, Herr Blaser, d Ihr chöit mir blase, a Euem grosse Gring mues i ja sowieso nume Gäud druflege.» Gmeinrat Blaser hatte Humor und blieb Rasierkunde beim Dällebach.

Die Hasenscharte machte den Kari fast ebenso berühmt wie sein Humor. Er hatte einen Freund, und der hatte auch eine Hasenscharte, und einmal gingen sie zusammen z Bärn. Z Bärn ist etwas viel gseit, sie stürchelten hübscheli über ein paar Höger im Aemmital, und gegen den Mittag kamen sie hungrig und durstig zu einem Näbenusbeizli. Der Wirt hatte auch eine Hasenscharte und näselte: «Was wünsche die Herre?» Dällebachs Freund näselte zurück: «Oeppe a Haube u öppis a Gable!» «Oeppis Schwinigs!» näselte Kari sekundierend. Der Wirt glaubte, die zwei wollten ihn ausspotten wegen seinem Näseln und legte los: «D Ihr Fotzelcheibe, wenn d Ihr mi weit fuxe, so machit dass d Ihr zum Tüfel chömet, Euch särvieren-i nüt.» Der Dällebach Kari hatte grosse Mühe, diesen Wirt zu besänftigen und ihm begreiflich zu machen, dass sie äbe grad beide auch Haseschärteler seigen und dass er doch nid ds Chalb machen und ihnen aufstellen solle.

In einem Altquartier Bärns gab es einen ehrsamem Spenglermeister, der gern schöpkelte, schon am Vormittag, aber de ganz bsungers am Namittag. Die Frau war ihm aufsetzig, begreiflicherweise, aber nicht nur wegen ihr, sondern wegen dem allgemeinen Gschnörr ferggete er stets zum Pintenchehr, gleichsam zum Aexgüsi, ein kurzes, galvanisiertes Ofenrohr mit herum. Er war immer furchtbar pressiert auf der Strasse, und alle Welt hatte glauben können, wie gehetzt er seiner vielen Arbeit nachgehe. Aber es gab keine einzige Beiz im Quartier und zäntume, wo der Spengler nicht wohlbekannt war. Er hiess nur der «Oferohri», und man schmunzelte auf den hintern Stockzähnen, wenn er eifrig um die Strassenecken schoss, der nächsten Beiz zu, noch rasch einen Blick über die Achsel zurückwarf und dann, das galvanisierte Alibi im linken Arm, hineinsegelte. «Schnäu, Rösi, as Zwöierli, i bi saumässig pressiert», war sein Spruch; dann setzte er sich, Ofenrohr bei Fuss, ans Tischli und blieb mindestens drei Zweier.

Auch mit einem alten Taxeler kann man lustig brichten. Er sei einer der ersten Taxeler zu Bern gewesen, so 1908 habe man, wenn man zwei Droschkenkonzessionen aufgekauft habe, dafür eine Taxi-Konzession erhalten. Natürlich habe man damals noch nicht die wunderbaren Limousinen gehabt, sondern eben jene ersten Kurbelkisten, die man mit Mühe habe anörgelen müssen, wenn der Fahrgast schon drinnen gewesen sei, da habe man nicht nur auf den Anlasser drücken können. Damals sei man als Taxeler noch schikaniert worden dem Tüfel eben. Die Schnuderbuben in den Aussenquartieren hätten alben Nägel gestreut, und wenn einem so ein Pneu aben seig, dann hätte man chnorzen können, bis man das Reserverad drauf gehabt habe; gewöhnlich habe der Fahrgast erklärt, er habe keine Zeit zu warten, er gang ds Fuss und sei davon, ohne die bisherige Fahrt zu bezahlen. Damals allerdings habe man noch nicht die Gefahren gehabt mit Schwindlern und Räufern, die es darauf abgesehen, so einen armen Taxeler wegen ein paar Fränkli ums Leben zu bringen. Nur einmal habe er einen wirklichen Schrecken gehabt. Da sei einer gekommen ds Nacht am Zähni und er solle ihn nach Neuenegg führen durch den Forst. Er habe noch gesagt, er wolle lieber unger düre, aber der habe geantwortet: nei, durch den Forst! So sei er dem Wangenbrüggli zu und den Hoger uf in den finstern Wald. Der Fahrgast habe immer auf den Zähler gluegt und sei ganz vorne auf dem Chüssirand ghocket. So habe er gedacht, das sei doch ein kurliger Gast. Aber zmitts im Forst habe der plötzlich gmöögget: Haut! Ihm sei es vor Chlupf fast schlecht worden, er habe den Aecken eingezogen und gedacht, jitz sig Fiirabe, der wolle ihn erschiessen. Er habe einen Stopp gerissen, dann sei der hinten aus der Kiste gekrochen und habe ihm drei Franken vierzig auf der flachen Hand hingehalten: soviel stehe auf dem Zähler und soviel heig er noch und keinen Feufer mehr und drum seig er nume grad bis hierher gefahren, den Rest mache er z Fuess. Damit sei er ohne Gruss durch den Wald. Er habe noch fei gschlotteret, wo er den Motor neu angekurbelt habe, der ihm abgestanden gewesen sei. Er habe nicht einmal gfluechet wegen dem Trinkgäldli, das ihm der nicht gegeben habe. Er sei gottfroh gsi, wo er den Karren auf dem Strässli gekehrt gehabt habe und sei wieder Bärns zu. Noch lange nachher habe es ihn tschuderet, wenn er an das «Halt!» zmitts im Forst in stockdunkler Nacht gedacht habe, und er habe sich verschworen, nie mehr fahre er zur Nachtzeit mit einem durch den Forst.

Zwischen Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg wimmelte es in der Schweiz von italienischen Bauarbeitern. Schon ganz junge mussten als «Flaschterbuben» ihr Brot verdienen. Bald hatten wir Gielen mit ihnen Frieden, bald Krach. Mit einem Luigi schloss ich Freundschaft. Er war 18 Jahre alt, als er bereits das dritte Jahr in die Schweiz kam. Er übernachtete im Freien und lebte von Käse, Brot und Bier, um alles erübrigte Geld der Mutter zu schicken. Der Posthalter hatte ihm alle Samstage das Mandat von 20 Lire schon ausgefüllt, denn der Luigi war ein Analphabet. Ich höre ihn heute noch, wie er mit seiner melodischen Stimme im Spezereiladen «per vent santim de Kes» verlangte. Damals gab es für 20 Rappen ein Viertelpfund halbfetten Emmentaler, für 25 Rappen einen Liter Bier, für 12 Rappen ein Pfund Brot. Abends sassen wir mit den Pflasterbuben auf ihren Gerüstladen, und sie sangen ihre meist schwermütigen Lieder. 1911 eroberte Italien Tripolis, und Luigi und mancher andere «Flasterbub» mussten ihr Bünteli schnüren und in den Krieg. Ich erinnere mich noch, wie wir ihnen am letzten Abend das Napoli-Lied umdichteten und immer wieder vorsingen mussten:

Italiano truri, muss Bude slüsse,  
Via Gottardo, heizu ga süsse,  
O bella Napoli, muess i nach Tripoli,  
o cara mia, Santa Lucia!

Der Luigi ist nie zurückgekommen. Millionen sind seit jenem Sommer 1911 ausgezogen und nie zurückgekommen!

## Ds Ammanns Hausi

In einem jedenfalls hat es gegen früher gewaltig gebessert, wir haben darauf schon eingangs unserer Geschichten hingewiesen: die wüsten Wirtshausschlägereien kennt man kaum mehr, und selten gibt es deswegen noch eine «Usmachete» oder gar eine «Schlossgschicht», das gegenseitige Umbringen im Zivilleben ist heute motorisiert, und das leichteste Schneiderlein vom untersten Federgewicht fährt kraft seiner 10 PS den stärksten Mann über den Haufen. So um die Jahrhundertwende aber gab es auf den Dörfern noch eigentliche Samstagnachtterroristen, meist reiche Bauernsöhne oder Metzger, die einem Bussenzettel einen Teufel danach fragten, und die ganze Gaststuben kurz und klein schlugen, und vor denen alles zitterte, vom Gmeindschriiber bis zum Landjäger, und die oft jahrelang zäntume alles in Furcht und Schrecken hielten. Von so einem wollen wir diesmal brichten, weil es gleichsam eine moralische Geschichte ist, da er dann seinen Meister gefunden und ein übles Ende genommen.

Ds Ammanns Hausi hiess dieser Süchel, er war ein Bauernsohn in einem Dorf am Gurten bei Bern. Sein Vater war Grossrat und reich und hatte an seinem Söhnlein den Narren gefressen. Er liess es mit Rossmilch aufziehen, und es wurde ein stiernackiger Bub, der Wüsteste schon in der Schule, der den Schulweg beherrschte und Buben und Meitschi in den Bach warf und in den letzten Schuljahren sogar den Lehrer abschlug. Als er erwachsen, war er kein Riese, aber übermittelgross, mit gewaltigen Schultern und Armen wie Krankklammern und eisernen Fäusten. Er stellte einhändig das grösste Heufuder hingerume. Keiner war ihm gewachsen, die stärksten Schwinger wurden von ihm gebodigt, und wenn sich drei, vier zusammentaten, um ihn einmal zu karbatschen, so riss er Stühle und Tische auseinander und schlug hin, wo es traf. Der alte Grossrat hatte seine Freude an seinem groblochtigen Sohn, er zahlte manche Usmachete, ohne mit der Wimper zu zucken. So wurde Hausi gefürchtet im Lande um den Gurten jahrelang, und es genügte, dass er an einem Samschtigabe in ein Nebenausbeizli kam, um sofort die halbe Gastig zu vertreiben, denn niemand wollte mit dem Uhung etwas zu tun haben. Die Wirte hassten ihn, aber noch mehr fürchteten sie ihn, er war nicht nur ein Händelsucher und Schläger, er war auch ein bösartiger, rachsüchtiger und heimtückischer Hagel. Wenn er irgend jemand etwas zleidwerchen konnte, so sparte er es nicht. Der Doktor hatte damals sein Chaisli unter dem Vorscherrn vom «Sternen»; eines Morgens sah das Fuhrwerk aus wie ein gerupftes Huhn, das Verdeck weggerissen, die Polster und Kissen aufgeschränzt. Liess eine Frau ihre Wäsche über Nacht an der Leine, dann lag sie bestimmt am nächsten Morgen im Dreck, das Seil war durchgeschnitten. Kannte er ein Mädchen, das einen Kilter hatte, so legte er sich in den Hinterhalt und luussete diesem auf; kam er dann angetüsselet im Mondenschein, so trat ihm plötzlich ds Ammanns Hausi in den Weg und schlug ihn zusammen oder brunnrögelte ihn. Dann ging der Unhold selbst beim Meitschi fensterlen, und schlug dieses ihm das Gadenfenster vor der Nase zu, so schriss er die ganze Holzbeige zusammen. Gegen die armen und einfachen Leute benahm er sich nicht etwa edelmütiger, im Gegenteil. Dem Kleinbauern im stotzigen Rosshimmel liess er einst ein Fuderli Gras, das er mühsam mit seiner Kuh vors Tenn hinaufgefegget, um Mitternacht ins Köniztal

hinuntersausen; den Briefträger von Wabern, der ihm nie etwas zleidgerchet und den er nur aus Tüüfelsüchtigi nicht leiden mochte, tröhlte er in einem kalten und struben Winter mit viel Schnee samt seinen Päckli über das stozige Bächtelenbord hinaus, dass er wie eine Lawine hinabrollte und fast erstickt wäre. Nur selten klagte einer, denn wenn auch ds Ammanns Hausi dann auf dem Amthaus zu Bärn vor musste und zu einer Busse und Schadenersatz verurteilt wurde, so besserte das ihn nicht, im Gegenteil. Der Kläger hatte dann keine gute Stunde mehr und war kaum seines Lebens sicher.

Usmachten und Bussen waren nicht das einzige, was der Grossrat für seinen usöden Sohn zahlen musste, es gab auch da und dort Alimente. Sein Hausi brachte manches Meitschi ins Ungfehl, und wenn es nicht anders zu machen und nicht abzuleugnen war, so suchte er sich eben mit des Vaters Geldsäckel aus der Sache zu ziehen. Und es gab keinen in seinen Sprössling vernarretieren Alten als den Grossrat. Als einmal ein Richter zu Bärn dem Hausi drohte, er mache jetzt dann nicht mehr lange Federlesens mit ihm, er heig jetzt gnue, wenn es nicht ungesäumt bessere mit ihm, so lasse er ihn hingeregheie, bis er murb werde, da griff der Grossrat ein, und zwar auf seine Art. So von einem Gerichtspräsidentlein lasse er sich und seinen Bub nicht schuhriegeln, sie seien noch an einem Ort daheim und hätten immer noch zahlt, was nötig gsi seig, um d Chilche zmitts im Dorf z bhalte. Das hätte ihnen noch gefehlt, dass man ihnen da mit weiterem drohe, er solle nur so zufahren, man werde ihm dann bei der nächsten Wahl daran denken.

Item, so ging das, bis im Wangental ein neuer Lehrer gewählt wurde. Er war eines Hauptes länger als das gewöhnliche Volk, ein wahrer Athlet, Nationalturner und Schwinger sei er, hiess es bald in der Gemeinde, und wenn einer ds Ammanns Hausi stallen könne, so werde das der junge Lehrer vom Wangental sein. Das wurde verblümt auch diesem unter die Nase gehalten, und er wurde darüber fuchsteufelswild. Bei der ersten Gelegenheit werde er dem Schulmeisterlein zeigen wie alt und wie tüür, dem werde er «d Schnudernase abemache». Er ging manchen Samstagabend ins Wangental hinüber, in den «Hirschen» nach Oberwangen, in den «Leuen» nach Niederwangen, in den «Sternen» nach Thörishaus, um mit dem Lehrer anzubändeln, aber nie wollte es sich ihm schicken, denn der junge Lehrer war kein Wirtshäusler und Schöppeler und also nicht anzutreffen. Ihn grad am hellen Tag auf der Strasse zu stellen und zu provoizieren, wäre zwar ds Ammanns Hausi nichts Besonderes gewesen, aber er wollte seinen vielgerühmten Gegner coram publico bodigen, und dazu musste ein schicklicher Anlass sein. Dem Lehrer wurde zugetragen, er solle aufpassen, der Gwaltsschleger wolle hinter ihn graten, und das seig ein Ugueter, und noch keiner sei ihm Meister geworden. Der junge Lehrer lächelte nur und sagte, er kenne ja den Bursch gar nicht, und er wüsste nicht, wofür der ihn ansuchen wollte. Tue er es aber, so fürchte er ihn nicht. Natürlich wurde das publik und ds Ammanns Hausi zugetragen und noch gewaltig dazugetan. Der Lehrer vom Wangental habe gesagt, das Bürschтели solle nur kommen, den schlage er ungsplitzt durch den Boden abe, und wenn er feuf Schuh tief gfreore seig, solche Plagöri fresse er drei vor dem z Morge. Diese Sticheleien fuhren ds Ammanns Hausi gewaltig in die Krone, und er schwur mit allen Flüchen, er warte noch bis zum Bärzelitag, da werde das Schulmeisterli wohl z Tanz gehen, dann nehme er ihm ds Meitschi weg, und wenn er nur muggse, so schlage er ihn zusammen, dass d Wangeching ungsinnet drei Monet Ferien bekämen.

Und richtig, am Bärzelitag klappte es. Wie überall war auch im «Hirschen» zu Oberwangen Musik und Tanz, und an einem langen Tisch mitten unter dem Jungvolk sass auch der neue Lehrer vom



Wangental mit einer hübschen Bauerntochter von Herzwil, und es ging lustig her wie immer an einem Bärner Bärzelistanz. Da tauchte gegen Mitternacht ds Ammanns Hausi mit zwei andern Söcheln auf, und sie setzten sich ostentativ grad an den Tisch vis-à-vis vom jungen Lehrer und seiner zukünftigen Braut. Ds Ammanns Hausi hatte schon etwas hoch, denn er hatte sein Opfer schon in allen andern Beizen des Tales gesucht, und er war mit Wut geladen wie ein Chatzengring an einem Hochzeitsschiessen mit Schwarzpulver. Als er mit seinen Verschworenen angestossen, begann er zu poleten und zu sticheln. Man sehe, wie weit es heute mit den Buuremeitschi manchmal komme, wie da so eine so ein halbbatziges Schulmeisterlein nehme aus Angst, sie bekomme sonst keinen mehr und müsste aufs Grizimoos. Weder äbe, so einer wisse den Galöri zu machen und es den Totschen anzugeben, nei emel o, wenn er eine Schwester hätte, die mit so einem Tüpfelschiesser anbändeln würde, der wollte er mores lehren. Der junge Lehrer tat, als gingen ihn diese Sticheleien nichts an, er trank seinem Meitschi zu, und als die Musik wieder einen Polka anstimmte, führte er es zum Tanze. Er tanzte mit ihr absichtlich zu äusserst am Knäuel der sich drehenden Paare, und so kam er nahe am Tisch der Händelsucher vorbei, und in dem Moment stellte ihm ds Ammanns Hausi ein Bein. Was nun folgte, ging so rasch, dass die Tanzmusik erst innehielt, als die Schlacht schon vorüber war. Der junge Lehrer liess seine Partnerin stehen und war mit zwei Schritten vor ds Ammanns Hausi. Der hatte links und rechts einen Klappf, dass er rot anlief. Mit einem Wutgebrüll wollte er sich auf den Lehrer stürzen und ihn mit zwei, drei harten Schlägen bodigen, aber dieser kam ihm zuvor. Im Nu hatte er seinen Arm um den Stiernacken des Ammann Hausi und hüftete ihn mit einem äusseren Brienzer so wuchtig zu Boden, dass er wie sturm liegenblieb. Aber der Lehrer liess es damit nicht bewenden, er wusste um all die Händel des Hausi und wie der erst richtig gefährlich werde, wenn er etwas einstecken musste. Er nahm ihn daher an Kragen und Haaren und schleifte ihn unter allgemeinem Hallo aus dem Saal auf die Laube. Dort kniete er ihm auf die Brust und dütschte ihn so lange, bis der Hausi keinen Mux mehr machte und alle viere von sich streckte. Dann ging er ruhig wieder In den Tanzsaal und war der gefeierte Held des Abends.

Das war die grosse Niederlage des Ammann Hausi. Sein Prestige war dahin. Mancher Bursch, der ihm früher aus dem Weg ging, fand, was der Schulmeister vom Wangental könne, vermöge er auch. So waren es jetzt die andern, die den Hausi herausforderten, und es war, als habe der nicht mehr das rechte Zutrauen in seine Kraft. Zwar kam er noch meistens obenauf, aber hie und da bekam er auch Schleg, und zwar zünftig, und wenn einer sich rühmen konnte, er habe ds Ammanns Hausi bodiget, so galt er fast als kleiner Winkelried. Ein Jahr darauf ereignete sich dann im «Sternen» eine Schleglete, die den stolzen Ammann Hausi zum Totschläger machte und ins Zuchthaus brachte. Bei einer Tanzete war es angegangen, und zmits in der Nacht warf der wütige Hausi einen Bauernsohn über das Läubli auf die Strasse hinunter. Dieser blieb tot auf dem Platz, und nun war bei den Herren z Bärn Heu gnue dunger. Der Landjäger erhielt Order, ds Ammanns Hausi zu verhaften. Aber erst, als zwei Landjäger von Bern z Hülf kamen, wagte er es. Hausi bekam vom Gericht einige Jahre Zuchthaus wegen Totschlags. Er kehrte nicht mehr ins Dorf zurück, und man sagt, er sei dann nach Amerika ausgewandert.

## Ds Fröilein Beatrice

Rings um die Stadt, auf den schönsten Aussichtspunkten, in den lieblichsten Lagen, träumen unter dem grünen Dach ihrer Parkbäume die altbernischen Landsitze. Oft will uns scheinen, die Zeit stehe hier stille und habe alle Hast und Unruhe abgestreift draussen vor der Allee, die mit ihren mächtigen Platanen zum sandsteingrauen Barockschlösschen führt. Nur wenige dieser alten Patriziersitze gehören noch den angestammten Familien, aus manchen wurden Anstalten, andere gingen in den Besitz neureicher Erfolgsmenschen über. Aber ihren Charme haben sie bewahrt - der plätschernde Brunnen unter der alten Linde, der geheimnisvolle Teich im tiefen Schatten der dunklen Eiben, der Amor mit dem abgebrochenen Pfeil, vom dichten Efeu fast zugedeckt, das Dächlein des Glockenturms, das von Taubendreck ganz weiss ist.

Das ausgehende vorige Jahrhundert sah auf manchen dieser Campagnen noch ein letztes Flackern jenes patrizisch-patriarchalischen Lebens, das heute fast restlos erloschen ist, und so von einem alten Schlösschen und seinen Bewohnern wollen wir berichten, Lustiges nur, denn damals muss das Leben noch unbeschwerter gewesen sein, durch Krieg und Nachkrieg, Schulden und Steuern nicht alles irgendwie rutschig und unsolid wie heute. Aber wieder müssen wir Namen und Orte etwas durcheinanderrütteln, denn das Schlösslein steht noch, und die alte Familie existiert noch in blühenden Zweigen, wenn auch nicht mehr auf dem Schlösslein, auf dem jetzt ein reicher Grossmetzger sich zur Ruhe setzte und über die nütznutzen Zeiten schimpft.

Auf dem Schlössli residierte um die Jahrhundertwende ds Fröilein vo Alpstette. Es war schon gegen fünfzig und ledig geblieben, trotz vielen Freiern, weil seine Mutter bis vor kurzem das Hefti noch in der Hand hatte, und der war für ihr Beatrice keiner reich und vürnähm genug, zudem war sie als geizig und zänkisch verbrüelet, und so eine Schwiegere als Dreingabe zu einer Durchschnittsschönheit wie ds Beatricli war manchem zuviel. Item, ds Fröilein Beatrice blieb also ledig und schön daheim, und die Freier wurden seltener und ds Fröilein Beatrice surniblicher. Böse, hässige Weiber werden bekanntlich alt, und so wurde auch ds Fröilein vom Schlössli fast füzgi, bis endlich die alte Frou von Alpstette sich reisefertig machte, um künftig mit dem Tüüfel Patience zu legen. Da die Summe aller Laster konstant sein soll, hatte auch ds Fröilein Beatrice im Laufe der vielen Jahre seiner babylonischen Gefangenschaft sich eines zugelegt, heimlich damals nur, aber nun durfte es ihm unversteckt frönen - es trank gerne ein Tröpfli über den Durst. Damals war es in rechten Patrizierhäusern noch Brauch, dass man alle Jahre einige Fass Wein einlegte, guten Burgunder vor allem, ihn dann richtig ablagern liess und in Flaschen abzog, soundso viel hundert Flaschen von diesem, soundso viel hundert von äinem. Dann wurden die Flaschen etikettiert und in viele Gänterli versorgt, aber ein Teil kam immer in den Reservekeller, das sogenannte «Museum». Dort wurde ans Gänterli geschrieben beispielsweise: Chambertin 1881, darf erst ab 1900 angebrochen werden, Clos Vougeot 1883, erst ab 1905, Sauternes 1880, erst ab 1895 usw. So entstanden jene patrizischen Weinkeller für Kenner mit Weinen aller Jahrgänge, oft bis auf hundert Jahre zurück, in einzelnen, bleiverkapselten Exemplaren. Item, ds Fröilein Beatrice erbt mit dem Schlössli auch einen solchen Weinkeller, der gut assortiert war und einige hundert Flaschen enthielt, die noch der Grossvater, einige Dutzend Flaschen, die noch der

Urgrossvater eingelegt hatte. Sie beschloss, diesen Schlemmerkeller zu reduzieren und allmählich zum Verschwinden zu bringen, und immer hatte sie dazu einen besondern Anlass. «Lisabeth», befahl sie am Morgen schon vom Himmelbett dem Kammermeitli, «hütt isch Brigitte-Tag. Mi Grossmueter mütterlichersiits isch a Brigitte gsi, mir müesse das fiire. Bring de für ds Mittagässe zwo Fläsche Mercurey ufe usem Museum, weisch vo däm mit de Silberchapsle ganz obe linggs im schrege Gänterli grad bim hindere Chällerfänschter rächts ds drittoberschte Tablar.» - «Gärn, Fröilein vo Alpstette», antwortete dann ds Lisabeth, denn es hatte auch gerne einen guten Tropfen und das hier im Schlössli gelernt, und die halbleeren Flaschen wurden im Office bis unter einen Viertel dezimiert, bevor sie ds Chöcheli behändigen konnte, um ihnen den Garaus zu machen. «Und de für morn», rief ihm ds Fröilein nache, da könne es zwei Flaschen La Beaune, Réserve de l'Ecuyer, chambrieren, dr Götti André, wo färn gschorbe sig, habe da Geburtstag, das dürfe man nicht vergessen, und für den Abend söll's grad noch zwei Flaschen Languedoc und zwei Flaschen Meursault zwägstelle, dass sie vortemperiert seigen, wenn öppe Bsuech komme.

Zum Mittag- und Abendessen musste ds Lisabeth immer zwei Gedecke auftragen, obschon ds Fröilein Beatrice meist allein im Eßsalon sass, wenn nicht gerade ungsinnet der Türklopfer spielte und irgendeine gute Bekannte «nume pour cinq minutes, i ga grad wieder, i wott nid derangiere» zum Essen sich einlud. Diese Marotte der Fröilein Beatrice, immer ein leeres Gedeck neben dem ihren zu haben, hing mit ihrer jungfräulichen Tragödie des Unverheiratetseins zusammen, und wenn man sie deswegen helkte, so erwiderte sie sehr ernsthaft, sie möge nicht so allein am Tisch sitzen, und wenn ihre Mutter ihr nicht alles hintertrieben, so würde sie jetzt mindestens zu zweien am Tisch sein und vielleicht noch mit einer Kuppele Chind. Sie vergass auch nie, mit ihrem imaginierten Ehgemahl feierlich anzustossen: «à la vôtre, mon ami», und ds Lisabeth, das alles durchs Vorhängli vom Office her beobachten konnte, sagte dann zum Chöcheli in der Küche: «As het se wieder, die gueti Beatrice.»

Damit haben wir die weiblichen Bewohner des Schlösslis bereits vorgestellt, ds Fröilein Beatrice, ds Lisabeth, ein chäches Buremeitschi aus dem Gürbital, gut zwänzgi, ds Chöcheli, grad so ein paar Jahrringe vor dem Versurren. Dazu kam nun ds Mannevolch, der alte Gutschner Rosäng, der hier vom Herr von Alpstette sälig her eigentlich noch ds Gnadenbrot ass und den alten Schimmel zu besorgen hatte, der auch ds Gnadenbrot ass und nur noch hie und da ins Gutschli eingespannt wurde, und dann der Gärtnerbursch Roggli. Das Prädikat «Gärtner» ist etwas hoch angegeben, der Roggli hatte das Gärtner nie gelernt, er war ein Taunerbueb, ja eigentlich ein wenig ein Tschalpi, er tälschte beim Reden und war furchtbar ein Langsamer.

Wenn ds Fröilein Beatrice ihren melancholischen Tag hatte, dann trank sie auch die zweite Flasche und bekam dann einen unwiderstehlichen Schlaf. Und da begab es sich, dass einmal an einem Geburtstag des Chöchelis die vier Diensten einen sonderbaren Einfall hatten. Sie beschlossen, selbänder mit dem Gutschli ins Talgut zu einem gueten Zvieri zu fahren, und der Rosäng spannte den Schimmel ein, und ds Chöcheli, ds Lisabeth und der Roggli setzten sich in den Fond. Damals war es noch nicht Mode, zum Zvieri auswärts Kaffi und Tee und allerlei Glürlwasser zu schlürfen, und vom Schlössli her hatten die viere keine Angst vor einer richtigen Wiiguttere. Der alte Rosäng war gut aufgelegt, und ds Chöcheli liess auch einen Zweifränkler springen, so gab es zu damaligen Zeiten ein

gut beschüttetes Zvieri, und lustig war die Heimfahrt mit dem alten Schimmel. Als ds Lisabeth dann mit schlechtem Gewissen hinaufdüselte, schlief ds Fröilein Beatrice immer noch fest, und als sie dann erwachte, merkte sie von allem nichts, nur wunderte sie sich über den Fleiss der ganzen Besatzung, ds Chöcheli schoss in der Chuchi herum wie eine Surummel, der Roggli zog eifrig den Besen über die Parkwege, und der Rosäng putzte den Schimmel, alles zu einer Zeit, wo sonst längst Fiirabe war im Schlössli. Item, diese Ausfahrt wurde noch ein paarmal wiederholt, und bald sprach die ganze Gegend und Umgegend davon, was das für eine Holeiergesellschaft seig, diese Dienschten im Schlössli, alle zwei Tage führen die aus und kämen besoffen heim. Das wurde natürlich auch dem Fröilein Beatrice endlich zugetragen, und als einmal die fröhliche Gugelfuhr mit dem Schimmel ins Parktor einschwenkte, wurden die vier Sünder vor Chlupf grad nüchtern; an einem Alleebaum lehnte ds Fröilein Beatrice und musterte die triumphale Rückkehr. Alle vier schlichen bedrückt an ihre Arbeit; aber es gab keinen Rüffel, im Gegenteil, ds Fröilein Beatrice befahl dem Lisabeth, für das Nachtessen solle es alle an ihren Tisch einladen. Die begeisterten Erzählungen der vier von der Ausfahrt bestimmten, dass das Fröilein Beatrice beschloss, am andern Tag mitzukommen, dem Schimmel tue das ganz gut, der vergrauete sonst noch im Stall, man fahre ins Chrüz nach Belp. Nun war es erst recht Tagesgespräch ringsum, jetzt mache ds Fröilein vo Alpstette mit ihren Dienschten im Gutschli den Pintenkehr. Als sie auch einmal richtig einsassen im Bären zu Gerzensee, da leisteten sich ein paar Spassvögel einen üblen Streich, indem sie den alten Schimmel besoffen machten. Sie schütteten ihm Wein und Schnaps über den Hafer, und als es nun heimwärts ging in lustiger Fahrt, kurvte der brave Schimmel mit dem Gutschli von einem Strassenbord zum andern und hinterliess die schönsten wellenförmigen Radgeleise. Ds Fröilein Beatrice und ihre vier Dienschten schauten ganz gstoberet und meinten, diesmal habe es sie ganz besonders, dass sie immer die Bäume und Wegsteine gegen das Gutschli zuplampen sahen. Ds Fröilein Beatrice rief endlich zum Kutschbock hinauf, was auch das für eine Fahrerei sei, dem Chöcheli werde es übel, aber der Rosäng brummte nur, er wisse es auch nicht, entweder sei er bsoffen oder der Schümmel. «Oder beid zsäme», resümierte ds Fröilein und hielt sich am Spritzbrett, denn der Schimmel kurvte gerade wieder haarscharf an einem Birrenbaum vorüber. Ja, damals konnte so ein besoffener Schimmel noch gefahrlos die ganze Strasse beanspruchen, damals gab's noch keine Autos, und der motorisierte Tod lauerte noch nicht an Kurven und Kreuzungen. Item, ds Fröilein Beatrice hatte nun doch vorläufig genug von diesen Ausfahrten und stellte sie ab, und der alte Schimmel hatte genügend Zeit, seinen Rausch zu vergessen.

Ds ledige Fröilein Beatrice war die Stammerbin. Aber sie hatte viele Verwandte, und die steckten die Köpfe zusammen, als ihnen zu Ohren kam, was das für ein Betrieb seig im Schlössli; wenn man das so weitergehen lasse, so werde man da einisch nicht mehr viel zu erwarten haben, da müss man hinger d Zunft enangere na und das Beatrice bvogte, wenn's nid anders göng. Aber so schnell geht es in der neuen Zeit nicht mehr mit bvogten, sorgfältigere Sondierungen beim Grichtspräsidenten ergaben, dass es dazu nicht länge. Wenn man jeden bvogten wollte, der etwa einmal ein Glesli zviel nehme, dann müss man den halben Kanton bvogten. So blieb alles still bis zur Geschichte mit dem Sohn vom Fröilein Beatrice. Eines schönen Morgens stand der Rosäng vor ihr und drehte verlegen seinen Hut. Er habe eine dumme Sache zu melden, ds Lisabeth erwarti.

«E aber dumms Züg», erwiderte ds Fröilein Beatrice, «das isch doch nid möglich.»

Ja, das sig dänk liecht möglich, meinte der Rosäng, in drei Monet seig es nache, und ds Lisabeth dürfe es nur nicht sälber säge.

«Ja vo wäm de, vo wäm de, mon Dieu?» staunte ds Fröilein Beatrice.

«He vo wäm ächt, vom Roggli.»

«Vorn Roggli? Erzellet mr keini Sottise, Rosäng! Vom Roggli. Vo däm Gali, das isch doch nid möglich.»

Ja, das sig dänk liecht möglich, so öppis sig grad richtig, da bruuch keine uf d Hochschuel, um das zwäg z bringe. Und was jetzt d Fröilein vo Alpstette meini, was söll gah? Ho, das sei dänk bald aus, meinte ds Fröilein Beatrice, der Roggli solle ds Lisabeth hürate, dann sei dänk d Sach im Gleis.

Ja, das scho, aber ds Lisabeth wöll nid. Lieber gang äs i d Aare.

Das ging nun über den Begriff vom Fröilein Beatrice. Warum es sich dann mit ihm eingelassen? Schliesslich seig es doch gschiider, einen Roggli als gar keinen.

Ja, ds Lisabeth wolle drum hier auf dem Schlössli bleiben, und der Roggli verdiene ja kaum für sich, gschwüige denn für eine Familie.

He nun, dezidierte ds Fröilein Beatrice, dann solle ds Lisabeth das Chind nume ha, sie werde es adoptieren, das passe ihr grad ganz gut.

Als nun das Butzli anrückte, ein donners hübsches Buebli, und die Fröilein vo Alpstette es zur Adoption anmeldete, da kam die Verwandtschaft in Gusel wie ein Beielischwarm. Gottlob steckte damals die Psychiatrie als Gerichtssekundantin noch in den Kinderschuhen, sonst wäre ds Fröilein vo Alpstette auf Begehren von Zunft und Verwandtschaft glatt als verrückt erklärt worden. So kam es zu einem Kompromiss. Ds Fröilein Beatrice durfte ihrem Adoptivsohnlein einen Teil ihres Vermögens vermachen, die Hauptsache aber und ds Schlössli musste sie ihren lieben Cousins und Cousinen verschreiben. Sie lebte dann noch viele Jahre mit ihrem Kleeblatt von Diensten, und zuletzt hat ds Lisabeth den Roggli dann doch geheiratet und noch eine Kuppele Ching aufgezogen.

## Nachane,

Drmit sind unsere alten Gschichten zu Aend. Erschienen sie dir, liebe Leserin, geneigter Leser, etwas wohl ruuch, so bedenke, dass wir das Gröbste bereits weggeschnäfelt haben, und wenn wir noch mehr geschliffen, die ganze urchige Bärner-Patina vercheibet hätten.

Tröste dich übrigens, wir befinden uns in guter Gesellschaft, denn hat nicht etwa unser Jeremias Gotthelf geschrieben, dass «wo einer Sau nur ein Bratwurstzöppli zum Füdle ausgugget, hängen schon zehn Mäuler dran».

Warum sollen wir nicht schreiben dürfen, wie wir reden? So ein hochmögender Rezensent hat uns das einmal scheinbar treffend und abschliessend erklärt: «Es müsse noch einen Respekt geben vor dem gedruckten Wort.» Also ausgerechnet in unserer Zeit reklamemässiger Nuditätenschau sollen wir Schriftsteller und Chronisten uns um die wahrheitsgetreue Schilderung herumdrücken. Auf diese Badtuchheuchelei pfeifen wir. Wem's nicht passt, soll einen Stecken dazu stecken.

Unser Volk ist gesund. Es mag eine urchige Kost verliiden. Wir wollen es nicht verpipäperlen. Lieber etwas z ruuch als z fiin. Vielleicht sind wir wieder einmal froh darüber.

Also no einisch: nüt für unguet, und bhüet ech Gott und üs allizäme und üsers ganze Schwiizerländli.

Hans Schwarz

